

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Wann i merk, der redt net noch der Schrift, red i a net.“

Zwischen Dialekt und Standard: Eine qualitative Studie zur Erforschung
von Sprachgebrauch und Sprachperzeptionen in Eisenstadt

verfasst von / submitted by

Theresa Elisabeth Eiweck, B.Ed.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Education (MEd)

Wien, 2023 / Vienna 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 199 506 507 02

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Deutsch UF Englisch

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Barbara Soukup, MSc

Danksagung

Zunächst möchte ich mich bei meiner Masterarbeitsbetreuerin, Ass.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Barbara Soukup, MSc, bedanken, die mich geduldig und mit hilfreichen Tipps durch meinen Schreibprozess geleitet hat und auch nach dem x-ten Themenvorschlag, Proposal und Zeitplan an mich und meine Arbeit geglaubt hat.

Ich danke auch meiner Familie und meinen Freund*innen, die mich während des Schreibens unterstützt haben und mich besonders in stressigen Zeiten immer wieder ermutigt haben.

Bedanken möchte ich mich auch herzlichst bei meinen allerliebsten Masterarbeitskolleginnen Bianca, Melissa, Rebecca und Sophia. In unseren unzähligen digitalen Schreibtreffen, bei der wir übers Schreiben und übers Leben geredet haben, sind nicht nur Masterarbeiten entstanden, sondern auch Freundschaften. Ohne euch hätte ich das nicht geschafft!

Vielen Dank auch an meine Interviewpartnerinnen, die diese Masterarbeit erst möglich gemacht haben. Ich hatte eine große Freude dabei, gemeinsam mit euch in langen, spannenden Gesprächen euren Sprachgebrauch näher zu erkunden.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	V
Tabellenverzeichnis	V
1. Einleitung	1
2. Die Variation der deutschen Sprache in Österreich	3
2.1 Die Vielfalt der deutschen Sprache.....	3
2.2 Der burgenländische Dialektraum	5
2.3 Merkmale des burgenländischen Dialekts	8
3. Soziolinguistische Forschung.....	12
3.1 Laienlinguistik	12
3.2 Varietätenlinguistik.....	14
3.3 Einstellungen, Identität und Raum.....	16
4. Aktueller Forschungsstand.....	19
4.1 Sprachgebrauch im Varietätenspektrum	19
4.2 Spracheinstellungen zum Varietätenspektrum.....	21
4.3 Einordnung der Studie in den aktuellen Forschungsstand.....	25
5. Methodik	26
6. Ergebnisse	30
6.1 Fallprofile.....	31
6.2 Varietätengebrauch	32
6.2.1 Varietätenbezeichnung und -beschreibung	32
6.2.2 Varietäten im Kontext.....	35
6.3 Spracheinstellungen und -perzeptionen	42
6.3.1 Einstellungen zum Dialekt.....	42
6.3.2 Einstellungen zum Standard.....	43
6.4 Dialekt und Raum	44
6.4.1 Erfahrungen zur Dialektverortung	44
6.4.2 Mental Mapping des regionalen Dialekts	46
6.4.3 Eingrenzung des regionalen Dialekts.....	49
6.5 Dialekt und Identität.....	50
7. Diskussion	52
7.1 Varietätengebrauch	52

7.2	Spracheinstellungen und -perzeptionen	56
7.3	Dialekt und Raum	57
7.4	Dialekt und Identität.....	61
8.	Conclusio	62
9.	Literaturverzeichnis	64
10.	Anhang.....	69
11.	Abstract.....	80

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1 - Dialekträume in Österreich (LIÖ 2023)	6
Abbildung 2 - Verortung des mhd. "iu" (Kranzmayer 1956: Karte 12)	6
Abbildung 3 - Varietätenbezeichnungen.....	53
Abbildung 4 - Einstellungen zum Dialekt.....	56
Abbildung 5 - Einstellungen zur Standardsprache.....	57
Abbildung 6 - Regionaler Dialekt.....	58
Abbildung 7 - Verortung der Hörprobe 1 (St. Georgen).....	59
Abbildung 8 - Verortung der Hörprobe 2 (Kleinhöflein)	59
Abbildung 9 - Mental Map Judith.....	79
Abbildung 10 - Mental Map Julia	79
Abbildung 11 - Mental Map Andrea.....	79
Abbildung 12 - Mental Map Anna.....	79

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1 - Aufbau des Interviewleitfadens	27
Tabelle 2 - Probandinnen	29

1. Einleitung

„Das tut sich nach dem Gespräch nach einpendeln. Weil wenn ich merk, der redet nicht nach der Schrift, red ich auch nicht.“ (Andrea)

In den letzten Jahren wurde immer mehr die Perspektive jener in den Vordergrund gerückt, die zwar selbst kaum linguistisches Hintergrundwissen vorweisen, sich der Sprache aber täglich bedienen und somit aktiv an der Konstitution von Sprache und ihren Varietäten mitwirken – die sprachlichen Lai*innen (Stegu 2005: 163). In Österreich stehen linguistische Lai*innen in alltäglichen Situationen vor der Entscheidung, welche Varietät des österreichischen Deutsch sie wählen, also ob sie mit jemandem beispielsweise eher im Dialekt oder in der Standardsprache sprechen.¹ Ein „Griß di!“ könnte, je nach Kontext, freundlich oder auch unangemessen wirken, je nachdem, ob man die Oma oder den zukünftigen Vorgesetzten beim Vorstellungsgespräch begrüßt. Viele Sprecher*innen entscheiden flexibel, je nach Gesprächspartner*innen und Situation, welche Varietät sie wählen, ganz nach der Devise „Das tut sich nach dem Gespräch nach einpendeln“ (siehe Eingangszitat). Dabei ist zu beachten, dass die Art und Weise, wie man etwas sagt, ein bedeutender Bestandteil eines jeden Gesprächs ist (Hymes 1972: 59). Die Sprachform, die man wählt, bringt unweigerlich auch gewisse soziokulturelle Assoziationen mit sich, die beeinflussen, wie eine Botschaft bzw. man selbst vom Gegenüber aufgefasst wird (Soukup 2020: 94). Die Erforschung und Beschreibung eben jener Assoziationen, Einstellungen und Wahrnehmungen, die sich Lai*innen gegenüber sprachlichen Varietäten bilden, stehen im Interesse der Laienlinguistik (vgl. Hoffmeister/Hundt/Naths 2021: VIII–X) unter dessen Schirm sich auch die vorliegende Arbeit einordnen möchte.

Das Ziel dieser Arbeit ist es, zu einem umfassenderen Verständnis der regionalen Varietäten aus Lai*innensicht beizutragen und die Kenntnisse über die individuellen sprachlichen Repertoires der Sprecher*innen innerhalb Österreichs zu vertiefen. Dazu wurden zwei jüngere und zwei ältere weibliche Dialektsprecherinnen², die ihren Lebensmittelpunkt in Eisenstadt haben, zu ihren persönlichen Erfahrungen, Wahrnehmungen und Einstellungen gegenüber den regionalen Varietäten befragt. Mithilfe von qualitativen Leitfadeninterviews und der Mental-

¹ Siehe Kapitel 2 für einen detaillierten Überblick zu der Vielfalt der deutschen Sprache in Österreich sowie Definitionen der Begriffe „Varietät“, „Dialekt“ und „Standardsprache“.

² Da die Interviewstudie nur mit weiblichen Gewährspersonen durchgeführt wurde, wird in dieser Arbeit oftmals das generische Femininum („Probandinnen“, „Dialektsprecherinnen“ etc.) verwendet, um sich auf diese zu beziehen.

Mapping-Methode entstanden schließlich detaillierte individuelle Sprachportraits der Gewährspersonen.

Im Zuge des aktuellen Forschungsthemas der Einteilung und Beschreibung der österreichischen Varietätenräume (s. DIÖ 2021; Kleene 2020; Lenz 2019; Moser 2022) fokussiert sich diese Studie außerdem auf den bislang in diesem Kontext kaum erforschten Varietätenraum der burgenländischen Landeshauptstadt Eisenstadt. Durch die Grenzlage³ zwischen dem ostmittelbairischen und dem südmittelbairischen Dialekt im Nordburgenland scheint diese Region für die Zwecke der laienlinguistischen Erforschung besonders interessant. Diese punktuelle sprachliche Tiefenbohrung in Eisenstadt beschäftigt sich insbesondere mit den folgenden zentralen Fragestellungen:

- **Varietätengebrauch:** Wie beschreiben jüngere bzw. ältere Eisenstädterinnen ihren Sprachgebrauch in unterschiedlichen Kontexten innerhalb des regionalen Dialekt-Standard-Kontinuums?
- **Spracheinstellungen und -perzeptionen:** Welche Einstellungen und Wahrnehmungen haben jüngere bzw. ältere Eisenstädterinnen gegenüber dem regionalen Sprachgebrauch innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums?
- **Dialekt und Raum:** Wie bezeichnen und verorten jüngere bzw. ältere Eisenstädterinnen die Grenzen ihres regionalen Dialektraums und an welchen Merkmalen legen sie diese fest?
- **Dialekt und Identität:** Inwiefern identifizieren sich jüngere bzw. ältere Eisenstädterinnen mit ihrer Rolle als Dialektsprechende?

Die Masterarbeit gliedert sich in zwei Teile: dem Literaturüberblick und der Präsentation der empirischen Studie. In Kapitel 2 wird zunächst das Konzept der Variation der deutschen Sprache in Österreich beschrieben, relevante Termini wie „Dialekt“, „Standardsprache“ und „Dialekt-Standard-Kontinuum“ aufgeschlüsselt und die österreichischen Dialekträume präsentiert, mit besonderem Fokus auf den burgenländischen Dialektraum und seine Dialektmerkmale. Anschließend werden die für diese Studie zentralen soziolinguistischen Forschungsrichtungen wie die Laienlinguistik, die Varietätenlinguistik und die Spracheinstellungsforschung dargestellt. Kapitel 4 bietet eine Zusammenführung des soziolinguistischen Forschungsstands und der Varietätenforschung und widmet sich im Detail

³ Nähere Informationen zu der Einteilung der österreichischen Dialekträume finden sich in Abschnitt 2.2. Siehe auch Kleene (2020) für die Relevanz der Erforschung lokaler und sozialer Sprachgrenzen aus Lai*innenperspektive.

den Bereichen des Sprachgebrauchs, der Spracheinstellungen und der sprachlichen Identifikationsprozesse. Eben jene Teilbereiche stehen auch im Fokus der empirischen Erforschung dieser Studie, deren methodische Vorgehensweise der qualitativen Leitfadeninterviews in Kapitel 5 skizziert wird. Die Ergebnisse der Interviews werden in Kapitel 6 strukturiert nach den Forschungsfragen und den befragten Probandinnen erläutert. Im anschließenden Diskussionsteil werden die Daten der individuellen Interviews schließlich zusammengeführt und im Hinblick auf die Forschungsfragen und den aktuellen Forschungsstand diskutiert. Zuletzt bietet die Conclusio eine Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse sowie einen Ausblick für zukünftige Forschungsmöglichkeiten.

2. Die Variation der deutschen Sprache in Österreich

Der folgende Abschnitt veranschaulicht die sprachliche Vielfalt der deutschen Sprache und definiert für diese Studie zentrale Konzepte wie etwa „Dialekt“, „Standardsprache“ und das „Dialekt-Standard-Kontinuum“. Anschließend werden die großflächigen geographischen Dialektregionen Österreichs präsentiert sowie die für diese Arbeit zentrale Dialektregion des nördlichen Burgenlands im Detail beschrieben.

2.1 Die Vielfalt der deutschen Sprache

Kennzeichnend für die deutsche Sprache ist ihre immense Vielfalt an Varietäten (Barbour/Stevenson 1998: 3). Von „Varietäten“ spricht man, wenn sich zeigt, dass gewisse Realisierungen sprachlicher Variation häufig gemeinsam mit bestimmten räumlichen, sozialen oder kontextuellen Faktoren korrelieren (Bernhard 2018: 158). Löffler (2016: 79) nennt dazu etwa die Dimensionen „Gruppe, Gesellschaft, Situation, Milieu oder Funktion“. Dittmar und Schmidt-Regener (2001: 521) definieren Varietäten auch als „funktional voneinander geschiedene, konstitutive Subsysteme des Gesamtsystems einer Sprache“, und Bernhard (2018: 159) spricht von „prototypische[n] Vertreter[n] von bestimmten Merkmalsbündeln“. Varietäten kennzeichnen sich durch sprachliche Unterschiede auf phonologischer, lexikalischer und/oder grammatikalischer Ebene (Ammon/Bickel/Lenz 2016: XLI; Ebner 2008: 7). Veith (2005: 14) unterscheidet auch zwischen „areal“ definierten Varietäten, wie z. B. Dialekte, oder „funktionale“ Varietäten, wie etwa Fach- oder Standardsprachen bzw. Soziolekte.

Der areale Varietätenreichtum des Deutschen findet sich auf unterschiedlichen Ebenen. Auf nationaler Ebene wird das Deutsche in mehreren Ländern als Amtssprache gebraucht, weshalb man sie auch als „plurizentrische Sprache“ bezeichnen kann (Ammon/Bickel/Lenz 2016: XXXIX). Unter diesen zählt Österreich, neben Deutschland und der Schweiz, als

„Vollzentrum“, welches die nationale Standardsprache in einem eigenen Wörterbuch kodifiziert hat (Ammon/Bickel/Lenz 2016: XXXIX; Pabst/Eybl-Vyhnánek 2022). Die nationalen Sprachzentren unterscheiden sich voneinander teilweise in ihrer Lexik und ihrer Grammatik, sodass man von eigenen „nationalen Varietäten“ spricht, wie etwa „das österreichische Deutsch“, das „deutschländische Deutsch“ und das „Schweizerdeutsch“ (Ammon/Bickel/Lenz 2016: XLI; Ebner 2008: 7). Die jeweils einzelnen sprachlichen Realisierungen, durch welche sie sich unterscheiden, bezeichnet man auch als „Varianten“ (Ebner 2008: 7). Veith (2005: 24) spricht auch von „alternative[n] Ausdrucksmöglichkeiten für ein und dieselbe Sache, z. B. standardsprachlich Fleischer neben Metzger“. So wird etwa ein und dieselbe Frucht in Österreich „Marille“ (ein sogenannter „Austriazismus“) und in Deutschland „Aprikose“ (ein sog. „Teutonismus“) genannt (Ebner 2008: 7). Ganze Varietäten, wie etwa die zuvor genannte nationale Varietät des österreichischen Deutsch, bestehen aus der Summe ihrer einzelnen Varianten (Sinner 2013: 16). Der deutschsprachige Varietätenreichtum erstreckt sich jedoch nicht nur auf nationaler, sondern auch auf kleinräumiger Ebene, als sogenannte „regionale Varietäten“, und dazu zählen auch die Dialekte.

Unter Dialekten versteht man „areal gebundene, in sich regelhafte Varietäten, die primär im mündlichen Sprachgebrauch Verwendung finden, sekundär aber auch verschriftet werden können“ (Dannerer 2021: 24). Zu beachten ist, dass diese kleinräumigen Varietäten selbst einen sehr heterogenen Charakter aufweisen können und anderen Varietäten neben- oder untergeordnet sein können. Dies beschreibt Lenz (2010: 296) folgendermaßen:

Like a variety in general, a dialect is not a homogenous construct, but a variable subsystem with a varying degree of internal substructure, which can exist alongside other dialects or ‘beneath’ other diatopic varieties with a greater areal distribution.

Es lässt sich außerdem feststellen, dass sie in unterschiedlichen geographischen Regionen und situativen Kontexten des Alltags Anwendung finden, und das vorwiegend in mündlicher Form (Dannerer 2021: 24).

Den Dialekten gegenübergestellt steht die kodifizierte Standardsprache des Staates (Dannerer 2021: 18). Die Standardsprache Österreichs wird oftmals auch als „Österreichisches Deutsch“ bezeichnet (Ammon/Bickel/Lenz 2016: XLIV; Ebner 2014: 8). Als wesentlich jüngere Sprachform entstammt die Standardsprache aus den jahrhundertelangen Normierungsversuchen der noch bis ins 19. Jahrhundert überwiegend gebrauchten Dialekte; Grund dafür war der Wunsch deutschsprachiger Gemeinschaften nach überregionaler Verständlichkeit (Dannerer [u. a.] 2021: 18). Heutzutage ist die Standardsprache „die in der Öffentlichkeit gebrauchte, normgebundene, überregional geltende Erscheinungsform einer

Sprache“ (Ebner 2008: 7). Auer (2005) nach zu Folge wird sie vor allem durch die folgenden drei Aspekte bestimmt:

- (a) it is orientated to by speakers of more than one vernacular variety (which does not necessarily imply that it is mastered by everybody),
- (b) is looked upon as an H-variety⁴ and used for writing, and
- (c) it is subject to at least some codification and elaboration (Auer 2005: 8)

Als normierte Varietät wird die Standardsprache in Wörterbüchern und Nachschlagewerken präskriptiv festgelegt, so wie in Österreich etwa durch das Österreichische Wörterbuch (Pabst/Eybl-Vyhnánek 2022; Dannerer 2021: 18). Ihre Vermittlung wird außerdem den österreichischen Schulen als zentrale Bildungspflicht nahegelegt (Dannerer [u. a.] 2021: 18).

Die kodifizierte österreichische Standardvarietät verhält sich zu den österreichischen Dialekten wie der komplementäre Pol entlang einer sukzessiven Skala, auch bekannt als das „Dialekt-Standard-Kontinuum“ (Lenz 2010: 296; Dannerer [u. a.] 2021: 25). Zwischen den beiden Extrempolen „Standard“ und „Dialekt“ liegen Sprachformen, die mehr oder weniger dialekt- oder standardnah sein können (Dannerer [u. a.] 2021: 25). Mangels klar definierter Abgrenzungsformen spricht man auch oft allgemein von einer „Umgangssprache“, die man in der sprachlichen Mitte verortet (Ebner 2008: 8). Diese bedient sich einzelnen dialektalen Merkmalen und ist weniger normgeleitet als die Standardsprache, jedoch umfasst sie einen größeren Raum als eine einzelne Dialektvarietät (Ebner 2008: 8).

Ist die Rede von der „deutschen Sprache in Österreich“ bzw. „Deutsch in Österreich“, so sind alle sprachlichen Erscheinungen in Österreich miteinbezogen, wie auch die zuvor genannten Varietäten, aber auch Fach- und Sondersprachen (Ebner 2014: 8).

Da sich diese Arbeit insbesondere dem burgenländischen Dialektraum widmet, wird dieser im folgenden Abschnitt zunächst im gesamtösterreichischen Kontext verortet und anschließend näher diskutiert.

2.2 Der burgenländische Dialektraum

Wie bereits erwähnt, existiert ein Varietätenkontinuum nicht nur entlang einer vertikal-sozialen Dialekt-Standard-Achse, sondern auch entlang einer horizontal-lokalen Achse, die sich über die deutschsprachigen Gebiete ausbreitet (Budin [u.a.] 2018: 304; Lenz 2019: 320). Sprachgeographisch gesehen liegt Österreich im oberdeutschen Sprachgebiet, welches vor allem durch die mittelbairischen Dialekte dominiert wird (Lenz 2019: 319). Wie in Abbildung

⁴ Dies ist eine Abkürzung für „high variety“ oder „Hochsprache“, eine mit gewissem Prestige verbundene, gehobene Varietät (Auer 2005: 8).

1 zu sehen, kann man aus sprachwissenschaftlicher Sicht innerhalb Österreichs unterschiedliche Dialektareale unterscheiden.

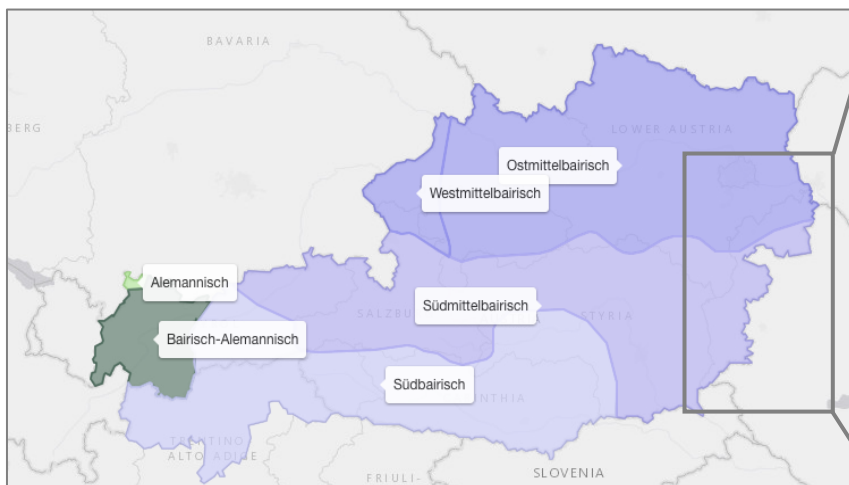


Abbildung 1 - Dialekträume in Österreich (LIÖ 2023)⁵

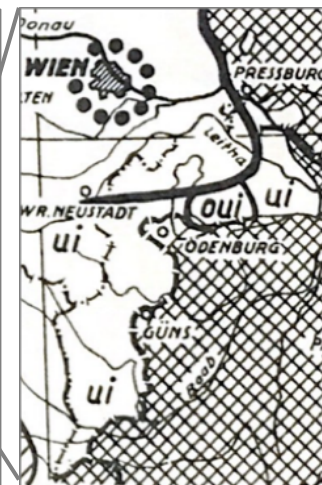


Abbildung 2 - Verortung des mhd. "iu" (Kranzmayer 1956: Karte 12)

Das mittelbairische Gebiet erstreckt sich etwa über die Bundesländer Wien, Nieder- und Oberösterreich, das nördliche Burgenland und den Salzburger Flachgau sowie nördliche Teile der Obersteiermark (Lenz 2019: 319). Innerhalb des Mittelbairischen unterscheidet man außerdem zwischen den ostmittelbairischen (Wien, Nieder- und Oberösterreich, nördliches Burgenland) und den westmittelbairischen Dialekten (Innviertel, Salzburger Flachgau), wobei letztere lediglich in wenigen nordwestlichen Regionen Österreichs gebraucht werden und sich über die Grenze hinaus nach Süddeutschland erstrecken (Lenz 2019: 319). Südlich der mittelbairischen Gebieten sind die südmittelbairische Dialekte zu verorten, die vor allem in Teilen der Steiermark, des Burgenlands, Salzburgs und Nordtirols gesprochen werden (Lenz 2019: 319). Geografisch gesehen horizontal verlaufend, bildet das Südmittelbairische ein Übergangsgebiet zum Südbairischen, welches in Teilen der Steiermark, in Kärnten, Osttirol und in Teilen Nordtirols vertreten ist (Lenz 2019: 319). Davon abzugrenzen sind die alemannischen Dialekte in Vorarlberg und im Bezirk Außerfern in Nordtirol (Lenz 2019: 319). Der bairisch-alemannische Raum, welcher vor allem das Oberinntal umschließt, dient als Übergangsgebiet zwischen dem alemannischen und dem südbairischen Dialektareal (Lenz 2019: 319).

⁵ Der Rahmen wurde zum übersichtlichen Vergleich von Abb. 1 und 2 nachträglich von der Autorin dieser Arbeit hinzugefügt.

Innerhalb der politischen Grenzen des Burgenlandes begegnen sich demnach, aus sprachwissenschaftlicher Perspektive, zwei unterschiedliche sprachliche Dialekträume – das Ostmittelbairische im Norden und das Südmittelbairische im Süden des Landes (Lenz 2019: 319). Die Kontaktgrenze zum Südmittelbairischen verläuft quer durch den nördlichen Teil des Burgenlandes, durch den Bezirk um die Landeshauptstadt Eisenstadt (LIÖ 2023; Kranzmayer 1956: Karte 12).

Wo genau die Grenze zwischen dem Ostmittelbairischen und dem Südmittelbairischen innerhalb des Burgenlandes verläuft, ist in der Literatur umstritten. Hornung und Roitinger (2000: 53) sowie Schranz (Schranz 2006: 13) setzen die Grenze etwa ausgesprochen südlich an, nämlich um den Verlauf der Flüsse Lafnitz und Raab im südlichsten Bezirk des Burgenlandes Jennersdorf, während Lenz (2019: 319) die Dialektraumgrenze schräg vom Nordosten zum Südwesten des nördlichen Burgenlands entlang der Bezirke Marz, Siegendorf und Neusiedl setzt. Der Seewinkel zählt dabei noch zum südmittelbairischen Dialektareal, der Bezirk um die Landeshauptstadt Eisenstadt fällt knapp in den ostmittelbairischen Raum. Ähnlich knapp entlang des Bezirks Eisenstadt verläuft die Grenze auch bei der in Abbildung 1 dargestellten Übersichtskarte des Lexikalischen Informationssystem Österreichs (LiÖ), ein Projekt der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW), welche auf einem umfassenden Belegskatalog aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts basiert (Stöckle 2021; LIÖ 2023). Vergleichbar verläuft die Grenze auch in Abbildung 2, welche eine Karte von Kranzmayer (1956: Karte 12) zeigt, die den Gebrauch des südmittelbairischen Diphthongs „ui“ markieren soll. Laut dieser Karte wird der Laut im Mittel- und Südburgenland sowie dem nördlichen Seewinkel verwendet, der Bezirk Eisenstadt zu Teilen ausgenommen. Auch bei weiteren für das Südmittelbairische typischen Merkmalen zieht Kranzmayer ähnlich verlaufende Grenzen quer durch den Eisenstädter Bezirk.⁶

Wenn auch die exakte Grenzziehung zwischen dem ostmittelbairischen und dem südmittelbairischen Dialekt in den unterschiedlichen Kartendarstellungen leicht voneinander abweicht, so wird doch in allen von ihnen deutlich, dass es sich bei der Region um Eisenstadt um ein dialektales Übergangsgebiet entlang einer Dialektgrenze handelt. Aus diesem Grund scheint sie für die Erforschung der horizontal-lokalen Achse aus Lai*innenperspektive besonders interessant.

⁶ Beispielsweise bei der Karte 7 zur I-Vokalisierung bei Wörtern wie „Holz“, die im Südlichen zu einem „ul“ und im Norden zu einem „oi“-Laut werden, den Karten 12-13 zum mittelhochdeutschen (mhd.) „iu“ und „ie“ wie in „tief“, „Stiefmutter“ oder „Dieb“ oder Karte 17 zum mhd. „ou“ wie in „glauben“.

Nach dem Versuch der Beschreibung des burgenländischen Dialektraums mit Fokus auf Eisenstadt werden nun in Folge die Entwicklung und die markanten Merkmale des burgenländischen Dialekts beschrieben.

2.3 Merkmale des burgenländischen Dialekts

Dem burgenländischen Dialekt wird ein altertümlicher Charakter nachgesagt, welcher gemäß Hornung und Roitingner (2000: 53) durch seine besondere historische Entwicklung bedingt ist. Das Burgenland stand bis 1921 unter ungarischer Verwaltung und war dadurch kulturell von den Einflüssen des deutschsprachigen Österreichs getrennt, wodurch sich der Dialekt, der nach der bairischen Ansiedlung im 11. Jahrhundert dominierte, außergewöhnlich stabil hielt (Hornung/Roitingner 2000: 53; Schranz 2006: 11). Dazu trug auch die Organisation des bäuerlichen Bundeslandes in einzelne kleine Dörfer bei, wie auch die Tatsache, dass die meisten Bewohner*innen für lange Zeit Bauern mit mäßiger Schulbildung waren. Dadurch wurde, abgeschieden durch die Grenze zu Österreich, praktisch ein eigener Dialekt konserviert, der in einzelnen Ortschaften besondere sprachlichen Eigenheiten vorweist (Hornung/Roitingner 2000: 53; Schranz 2006: 11). Hornung und Roitingner (2000: 52) sprechen dabei in Einzelfällen sogar bereits von eigenen „Ortsmundarten“, die die Bewohner bestimmter Orte auszeichnen und für andere als solche erkennbar machen. Innerhalb des nördlichen Burgenlandes, im Umkreis von nur wenigen Kilometern, sind etwa unterschiedliche Dialektvarianten des Wortes „Hand“ gebräuchlich (Hannabauer 2006: 27). Man sagt etwa „Haond“ in Donnerskirchen, „Haumd“ in Oggau und „Haond“, „Haund“ oder „Haound“ in Mörbisch.

Trotz dieser vereinzelt Unterschiede kann man aber einen deutlichen gemeinsamen Basisdialekt erkennen, der für das Burgenland besonders markant ist (Schranz 2006: 11). Hornung und Roitingner (2000: 53–59) und Schranz (Schranz 2006: 13–19) beschreiben dazu eine Reihe von distinktiven Merkmalen, die den burgenländischen Dialekt in seiner ursprünglichen Form (Stand etwa 1950er Jahre) charakterisieren, wie beispielsweise den „ui“-Diphthong, den Ersatz von „ol“ durch „ul“, den singenden Sprachklang oder die Verwendung von Nasalierungen.

Der „ui“-Diphthong gilt als besonders charakteristisch für den burgenländischen Dialekt. Er besteht aus einer Kombination eines tiefen „u“ und eines hohen „i“-Vokals wie in *Pluid* (Blut) (Hornung/Roitingner 2000: 54), oder *Khūi* (Kuh) (Schranz 2006: 13). Eine weitere typische Silbe ist das „-ul“ als Ersatz von „-ol“, wie beispielsweise in „Hultss“ statt „Holz“, oder in „Guld“ statt „Gold“ (Hornung/Roitingner 2000: 52). Des Weiteren ist der Dialekt bekannt für eine „singende“ Sprachmelodie, hervorgerufen durch eine langsamere, gedehnte Sprechweise und

betonte, lange Diphthonge, wie etwa das „ei“ in *geim* (geben) oder das „ai“ in *Khaiwa* (Käfer) (Hornung/Roitingner 2000: 54). Oft werden dabei einfache Vokale zu Diphthongen gemacht, insbesondere vor Nasalen und Liquiden, wobei der zweite Vokal gedehnt wird (Schrantz 2006: 14). Beispiele dafür sind etwa auch *Mā-u* (Mann), *We-id-da* (Wetter), *La-i-d* (Leute) oder *Schwe-i-sta* (Schwester) (Schrantz 2006: 14). Außerdem kommen Nasalierungen gehäuft vor, wie in *Pauⁿl* (Bohnen) oder *Wai* (Wein), vor allem wenn der Stamm auf einen Vokal endet, wie in *geiⁿ* (gehen), *steiⁿ* (stehen) oder *bauⁿ* (bauen) (Schrantz 2006: 14).

Aktuelle Entwicklungstendenzen scheinen jedoch maßgebliche Auswirkungen auf die phonologischen Ausprägungen und die Verwendung des Dialekts zu haben (Hornung/Roitingner 2000: 53; Schrantz 2006: 21). Seit dem Anschluss an Österreich veränderte sich einiges im burgenländischen Dialekt und vor allem der nördliche Teil des Burgenlands wurde erheblich von der Sprechweise Wiens und Niederösterreichs beeinflusst. Die starke sprachliche Wirkung des benachbarten Raums wird vor allem durch die hohe Anzahl von beruflichen Pendler*innen im Bundesland gefördert (Moser [u. a.] 2022: 71–72; Statistik Austria 2022). Dies zeigt sich laut Schrantz (2006: 25) umso stärker, je näher der Ort an einem städtischen Zentrum liegt. Muhr (2005) begründet dies wie folgt:

Überall dort, wo die Menschen durchfahren, wegfahren, zurückkommen und wieder wegfahren, geschieht auch sprachlich etwas. Jene, die herkommen, lassen etwas zurück und jene, die wegfahren und wieder zurückkommen, nehmen jedesmal von auswärts einiges mit. Deshalb verändert sich die Sprache auch dort am meisten, wo die Menschen in Bewegung sind. (Muhr 2005: 138)

Neben dem Trend zur Angleichung an einen großräumigeren umgangssprachlichen Regiolekt findet auch in dieser Region seit Jahren eine eindeutige Tendenz zum Dialektabbau zugunsten der Standardsprache statt (Lenz 2019: 26; Schrantz 2006: 25). Der allgemeine Trend deutet darauf hin, dass immer mehr standardnähere Formen gebraucht werden und sich eine „ostösterreichische Umgangssprache“ (Schrantz 2006: 25) weitgehend etabliert.

Im Detail sind etwa ein Schwund der typischen singenden Tonmelodie, begleitet von der geringeren Nasalierung zu erkennen (Schrantz 2006: 25) sowie eine Abnahme der charakteristischen Diphthonge. Aber nicht nur auf lautlicher Ebene, sondern auch auf Ebene des Wortschatzes, zeichnen sich Änderungen ab (Schrantz 2006: 25). Viele ältere Dialektausdrücke scheinen aus dem Gebrauch zu verschwinden (Schrantz 2006: 25).

Erst kürzlich veröffentlichten Moser [u. a.] (2022) auch eine aktuelle Studie, welche aus dem SFB-Projekt (s. DIÖ 2021; Budin 2018) wurzelt und sich speziell mit dem Burgenländisch-

„Hianzischen“-Dialekt⁷ auseinandersetzt. Sie beschäftigen sich dabei mit den phonetisch-phonologischen Merkmalen des Dialekts im Burgenland in drei Ortschaften: Schattendorf (Bezirk Mattersburg), Apetlon (Seewinkel) und Eisenzicken (Südburgenland) (Moser [u. a.] 2022: 77). Ihr Ziel war es, den aktuellen Sprachstand anhand von distinkten Merkmalen durch die Aufzeichnung von Dialektsprecher*innen zu erheben und durch den Vergleich mit vergangenen Studien wie etwa Kranzmayer (1956) und Hornung und Roitinger (2000) einen möglichen Sprachwandel festzustellen. Dazu untersuchen sie einen eigens für die Studie erstellten Korpus von 13 Gewährspersonen und einen Korpus aus dem Teilbereich „Variation und Wandel dialektaler Varietäten in Österreich“ aus dem SFB-Projekt „Deutsch in Österreich“ von 24 Gewährspersonen, je Ort davon zwei jüngere (18-35 Jahre) und zwei ältere Personen (65+ Jahre) (Moser [u. a.] 2022: 77).

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass kein typischer „Burgenländischer“ bzw. „Hianzischer“ Dialekt in den Untersuchungsorten isoliert werden konnte (Moser [u. a.] 2022: 89). Nur zwei der neun geprüften Dialekt-Variablen können ausschließlich in den burgenländischen Ortschaften nachgewiesen werden (der Diphthong „ui“ und der Entfall von /r/ vor /n/), doch auch diese werden nicht in allen Orten verwendet (Moser [u. a.] 2022: 89). Diese Unterschiede innerhalb des Bundeslandes deuten laut Moser [u. a.] daraufhin, dass aus sprachwissenschaftlicher Sicht kein selbständiger „Burgenländischer Dialekt“ existiert (Moser [u. a.] 2022: 84-85).

Anhand der Merkmale wird außerdem eine enge Verwandtschaft mit den Dialekten der Oststeiermark und des südöstlichen Niederösterreichs deutlich (Moser [u. a.] 2022: 84). Die angeblichen altertümlichen, durch lange Isolation der österreichischen Verwaltung entstandenen konservierten Dialektformen, wie sie von Hornung und Roitinger (Hornung/Roitinger 2000: 53) beschrieben werden, lassen sich in dieser neuen Erhebung nicht erkennen (Moser [u. a.] 2022: 87).

Überdies ist ein deutlicher Sprachwandel der dialektalen Variablen in „apparent-time“ zu erkennen, insbesondere für jene Burgenland-spezifischen Formen (z. B. der Diphthong „ui“; die Tilgung des „r“ vor „n“ wie in „Stern“) (Moser [u. a.] 2022: 89-90). Unter den Gewährspersonen findet man „konservative“ Dialektsprecher*innen, welche die traditionellen

⁷ Auch wenn der Begriff aus Laienperspektive oftmals nicht das gesamte Bundesland umfasst, nutzen ihn Moser [u. a.] (2022: 69) in ihrer Studie zur Bezeichnung des gesamten Burgenländischen Dialektgebiets. Der Ursprung des Begriffs „Hianzisch“ für den Dialekt im Burgenland bzw. für Teile des Burgenlandes ist nicht eindeutig. Vermutet wird jedoch unter anderem eine Verbindung mit dem für die Region typischen Ausdruck „hiaz“ (jetzt), der häufig zu Beginn eines Gesprächs verwendet wird (Schranz 2006: 12).

Variablen mit größerer Häufigkeit benutzen und „innovative“ Dialektsprecher*innen, die dies kaum oder gar nicht mehr tun. Dabei fällt auf, dass drei von vier der konservativsten Sprecher*innen über 80 Jahre ist, während der gleiche Anteil der „innovativsten“ Sprechenden unter 30 Jahre alt ist (Moser [u. a.] 2022: 87). Dies weist laut Moser [u. a.] also auf einen aktuell laufenden dialektalen Sprachwandelprozess zwischen den älteren und jüngeren Generationen hin (Moser [u. a.] 2022: 87).

Im Hinblick auf die erheblichen Wandlungsprozesse stellt sich somit auch die Frage des Erhalts und der Sicherung des schwindenden Sprachschatzes. Anstrengungen, den traditionellen burgenländischen Dialekt in schriftlicher und mündlicher Form zu dokumentieren und für künftige Generationen bzw. für Forschungszwecke festzuhalten, gibt es bereits seit Längerem. Der bedeutendste österreichische Dialekt-Audio-Korpus, die „Österreichische Dialektaufnahmen im 20. Jahrhundert“, entstand etwa bereits zwischen den 1950er und 1990er Jahren unter der Leitung von Maria Hornung und Eberhard Kranzmayr in Zusammenarbeit mit dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) und wird von letzteren derzeit auch systematisiert, digitalisiert sowie auch über eine Plattform frei zugänglich gemacht (Phonogrammarchiv 1966; Huber/Fischer 2021; Huber/Stöckle 2023). Die insgesamt 2.450 Audioaufnahmen von Sprecher*innen (ca. 520 Stunden), die im Monolog bzw. Dialog über unterschiedlichste volkstümliche Alltagsthemen wie z. B. Lebenserfahrungen, Traditionen, Feiertage oder berufliche Tätigkeiten reden, wurden in einer umfassenden Feldforschungsarbeit österreichweit auf Tonbändern aufgenommen (Huber/Fischer 2021: 41; Schabus 1999: 28). Innerhalb des Burgenlandes allein wurden knapp unter 700 Aufnahmen in beinahe jeder Ortschaft des Landes durchgeführt (Muhr 2005: 215).

Eine der umfassendsten schriftlichen Sammlungen zur Lexik des burgenländischen Dialekts stellt das „Erste burgenländische Mundart Wörterbuch“ (Hannabauer 2006) dar, welches im Jahre 2006 unter der Leitung von Franz Hannabauer und in Mitarbeit von burgenländischen Fachleuten, mit Unterstützung der Burgenländisch-Hianzischen Gesellschaft, sowie unter wissenschaftlicher Begleitung von Dr. Hornung erschien.

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass der für lange Zeit als „altertümlich“ geltende burgenländische Dialekt in den letzten Jahrzehnten durch umfassende Sprachwandelprozesse weitgehend einer regionalen Umgangssprache gewichen ist und aus aktueller sprachwissenschaftlicher Sicht kein einheitlicher burgenländischer Dialekt als solcher existiert. Für den Raum Eisenstadt bedeutet das, dass er nicht nur Teil eines horizontal-lokalen

(bzgl. der Dialekträume), sondern auch eines vertikal-sozialen (bzgl. des Dialekt-Standard-Kontinuums) Übergangsgebiets ist.

Da die vorliegende Arbeit eben jene erläuterten regionalen Varietäten des Eisenstädter Raumes aus soziolinguistischer Perspektive in die Lupe nehmen möchte, wird im folgenden Kapitel näher auf die Soziolinguistik sowie deren Forschungsrichtungen eingegangen, die für die Zwecke dieser Arbeit relevant sind - die Laienlinguistik, die Varietätenlinguistik und die Spracheinstellungs- und perzeptionsforschung.

3. Soziolinguistische Forschung

„Soziolinguistik ist im Grunde *eine Fragehaltung* oder eine Sehweise, die man an jede Art Forschung über den Menschen und seinen Umgang mit der Welt anlegen kann.“ (Löffler 2016: 19)

Das Erkenntnisinteresse der Soziolinguistik liegt in den Knotenpunkten zwischen sozialen und sprachlichen Faktoren, dem „Wissen über die aktuellen Erscheinungsformen der Gegenwartssprache“ (Löffler 2016: 13). Sie widmet sich der Beschreibung des sprachlichen Handelns von Einzelpersonen und Gruppen in gesellschaftlichen Kontexten (Veith 2005: 5). Dieses soziolinguale Handeln steht in einer Wechselbeziehung mit gesellschaftlichen Dynamiken (Veith 2005: 2). Die Soziolinguistik steht in enger Verbindung mit anderen Forschungsrichtungen, wie der Philosophie, der Psychologie, der Soziologie, der Pragmatik und der Kommunikationsforschung bzw. allen anderen linguistischen Forschungsbereichen (Löffler 2016: 21–23). Die germanistische Soziolinguistik umfasst ein weites Forschungsgebiet mit unterschiedlichen Schwerpunkten, wie z. B. mediale, funktionale, soziolektale, areale und interaktionale Varietäten, die Beziehung von Identität und Sprache, Sprachbarriereforschung bzw. Historik (s. Löffler 2016; Veith 2005).

Die für diese Arbeit relevanten soziolinguistischen Forschungszweige der Laienlinguistik, der Varietätenlinguistik⁸ und der Spracheinstellungs- und perzeptionsforschung werden im folgenden Abschnitt beleuchtet. Als Erstes wird dabei die Laienlinguistik beschrieben, deren Perspektive diese Arbeit unterliegt.

3.1 Laienlinguistik

Grundsätzlich kann Sprache aus zwei Perspektiven betrachtet werden: aus der Sichtweise von Linguist*innen bzw. Sprachwissenschaftler*innen, die sich auf wissenschaftlicher Ebene mit

⁸ Das Verhältnis zwischen Soziolinguistik und Varietätenlinguistik, sei es unter-, neben- oder überordnend, scheint in der Forschungsliteratur nicht eindeutig (Sinner 2014: 10). Löffler kategorisiert die Varietätenlinguistik in seinem Werk „Germanistische Soziolinguistik“ (2016) als Teilbereich der Soziolinguistik und als solche wird sie auch in dieser Arbeit behandelt.

der systematischen Untersuchung von Sprache und ihren Strukturen auseinandersetzen, oder aus der von sprachlichen Lai*innen, die die Sprache selbst gebrauchen und an ihrer Entwicklung aktiv beteiligt sind (Stegu 2005: 163). Die Subsparte der Linguistik, die sich mit der Beziehung von Lai*innen zu Sprache beschäftigt, wird auch als „Laienlinguistik“ bzw. „folk linguistics“ bezeichnet (Stegu 2005: 163; Hoffmeister/Hundt/Naths 2021: XIII). Sie ist ein relativ neuer Zuwachs zur ehemals Expert*innen-dominierten Sprachwissenschaft (Hoffmeister/Hundt/Naths 2021: XII). Obwohl Antos (1996) bereits 1996 den Begriff „Laienlinguistik“ verwendete, bezog er sich dabei auf eine Linguistik für und nicht auf eine Linguistik von Lai*innen. Deren Bedarf wurde erst später, beispielsweise durch Werke von Niedzielski und Preston (2003) oder Lehr (2002) deutlich und seither entwickelte sich die Forschungsrichtung weiter, wie man etwa in Antos, Niehr und Spitzmüller (2019) erkennen kann (Hoffmeister/Hundt/Naths 2021: VII).

Die zentralen Forschungsinteressen der deutschsprachigen Laienlinguistik liegen etwa bei den Themengebieten Sprachwissen, Spracheinstellungen und Sprachnormen. Sie möchte also herausfinden, was Lai*innen über Sprache zu wissen glauben, welche Einstellungen und Wahrnehmungen sie gegenüber spezifischen Sprachphänomenen hegen und was sie zum Beispiel als „gutes“ bzw. „richtiges“ Deutsch definieren (Hoffmeister/Hundt/Naths 2021: VIII–X).

Laut Niedzielski und Preston (2000: 1) haben linguistische Experten gegenüber Lai*innen lange Zeit eine distanzierende Haltung eingenommen und deren Interpretationen als Missverständnisse oder Vorurteile geringgeschätzt. Umso mehr untermauern Niedzielski und Preston (2000: 1) die Relevanz von Lai*innenwissen über Sprache, denn Lai*innen seien als sprachliche Handlungsträger direkt am Prozess des Sprachwandels beteiligt und daher ist es essenziell, ihre Einstellungen dazu zu kennen sowie zu analysieren.

[...] folk linguistics beliefs may help determine the shape of language itself. It would be unusual to discover that what nonlinguists believe about language has nothing to do with linguistic change (Niedzielski/Preston 2000: VII).

Zu wissen, wie Lai*innen ihren eigenen Varietätengebrauch beurteilen, ist also ein durchaus wesentlicher Faktor für das Verständnis von sprachlichen Entwicklungsprozessen und ist somit auch von zentralem Forschungsinteresse dieser Arbeit.

Bei der Untersuchung von laienlinguistischen Perspektiven fällt auf, dass eine große Vielfalt unterschiedlicher Lai*innenansichten über Sprache existiert, bei denen sich gewisse Muster erkennen lassen (Stegu 2005: 163; 170-171). Lai*innen neigen laut Stegu (2005: 170) etwa zu tendenziell konservativen bzw. kritischen Ansichten gegenüber Sprachentwicklung und -veränderungen. Dies gehe auch mit einem gewissen „Kulturpessimismus“ einher. Ein Beispiel

dafür wäre die verbreitete Meinung, dass das Deutsche durch den Einfluss des Englischen verunreinigt und durch seine Domination immer weiter zur Seite gedrängt werde. Diese Abneigung gegenüber sprachlichen Veränderungen widerspricht jedoch der Tatsache, dass es die Lai*innen selbst sind, jung und alt, die aktiv am Sprachwandel beteiligt sind (Stegu 2005: 170).

Im Gegensatz zur Sprachwissenschaft, die bemüht ist, möglichst neutral und deskriptiv zu arbeiten, tendieren Lai*innen aber zu Werturteilen und präskriptiven Vorstellungen (Stegu 2005: 171). Ihre puristischen bzw. präskriptiven Perspektiven lassen sie oftmals nach „der richtigen Variante“ bei sprachlichen Zweifelsfällen suchen, auch wenn theoretisch mehrere zulässig wären, überzeugt davon, dass es „eine Lösung“ geben müsse (Stegu 2005: 171). Sie sprechen außerdem von „guter“ und „schöner“ sowie von „falscher“ und „hässlicher“ Sprache und fällen Urteile gegenüber Sprachvarietäten, basierend auf ihrem wahrgenommenen Prestige und den Stereotypen ihrer Sprecher*innen (Stegu 2005: 171).

Inwieweit sich diese Muster auch unter den Eisenstädter Dialektsprecherinnen zeigen, soll in dieser Arbeit unter anderem thematisiert werden. Das soziolinguistische Forschungsgebiet, welches sich unter anderem mit eben solchen Wahrnehmungen zu Varietäten auseinandersetzt, ist die Varietätenlinguistik. Im Folgenden wird diese also vorgestellt und in Relation zur eben dargestellten Laienlinguistik gesetzt.

3.2 Varietätenlinguistik

„In aller Regel handelt ein Sprecher [sic!] so, dass in gewissen Situationen, mit gewissen Leuten, in gewissen Gegenden, so oder anders gesprochen wird bzw. werden soll; und dies geschieht in aller Regel nach unbewusst befolgten Normen [...]“ (Bernhard 2018: 156)

Sprachliche Variation begleitet uns permanent in unserem Alltag, wenn wir etwa bemerken, dass unser*e Gesprächspartner*in eine andere Sprechweise hat als wir (Bernhard 2018: 156). Sinner (2013: 18) beschreibt Variation auch als „die Möglichkeit unterschiedlicher Realisierungen von bestimmten sprachlichen Einheiten in einer konkreten sprachlichen Äußerung“. Es bedeutet also, dass unterschiedliche Varianten zur Kommunikation eines bestimmten Ausdrucks gewählt werden können (Sinner 2013: 18). Unterschiedliche Sprechweisen sind, wie jegliche sprachliche Handlung, ein Ausdruck spezifischer sozialer Faktoren, eingebettet in unser soziales System (Bernhard 2018: 159). Aus soziolinguistischer Perspektive wird die Variation in der Sprache nicht als passiv und statisch angesehen, die Sprechenden agieren vielmehr als stilistische Handelnde in einem sich andauernd wandelnden Prozess der Konstruktion und Differenzierung (Eckert 2012: 98).

Gemäß Bernhard (2018: 156-157) ist es das Ziel der Varietätenlinguistik⁹, diese dem Sprechen inhärente Variabilität zu beschreiben, zu messen und in Bezug zu Merkmalen wie Raum (diatopische Variation), sozialer Gruppe (diastratische Variation) oder Kontext (diaphasische Variation) zu analysieren. Sinner (2014: 10) definiert die Varietätenlinguistik auch als „synchron-vergleichende Untersuchung von Sprachen zur Bestimmung von innersprachlichen Unterschieden und Abgrenzung von Varietäten“. Zu den Forschungsinteressen der Varietätenlinguistik zählen etwa die Beschreibung der einzelnen Varietäten, ihre Beziehungen zueinander und zu außersprachlichen Faktoren sowie die Herkunft, die Bewertung bzw. Wahrnehmung von Varietäten von (ihren) Sprecher*innen (Sinner 2013: 16-17). Somit fallen auch die Forschungsfragen dieser Arbeit in den Bereich der Varietätenlinguistik.

Beispiele für Varietäten in Österreich wären etwa die in Kapitel 2 erläuterten Konzepte der österreichischen Standardsprache sowie die regionalen Dialekte. Sie verhalten sich zueinander in der Form eines sogenannten „Varietätenkontinuums“, also einem mehrstufigen sprachlichen Zwischensystem, das zwei Varietäten fließend miteinander verbindet, im Speziellen auch „Dialekt-Standard-Kontinuum“ genannt (Bernhard 2018: 156; Dannerer [u. a.] 2021: 25). Auch hier spielt aber die Sichtweise der Betrachtung eine entscheidende Rolle. Gemäß Bernhard (2018: 159) werden Varietäten von Lai*innen bzw. von Sprachwissenschaftler*innen oftmals unterschiedlich abgegrenzt. Während Lai*innen sich bei ihren Einschätzungen eher auf ihre Wahrnehmung in Hinblick auf normabweichende Formen in der Kommunikation stützen, ziehen Linguist*innen meist spezifische Parameter wie phonetische Dialektmerkmale heran, um objektive Klassifikationen durchzuführen (Bernhard 2018: 159).

Es zeigt sich also, dass die Perspektive, aus der Sprache bzw. Varietäten betrachtet werden, durchaus relevant in Hinblick auf die Beschreibung und Abgrenzung von Varietäten scheint. Aus diesem Grund scheint es auch zum Zwecke dieser Arbeit interessant herauszufinden, inwiefern sich die Lai*innenperspektive zu den regionalen Varietäten in Eisenstadt von der sprachwissenschaftlichen Sichtweise differenziert und welche Konzepte den Lai*innendiskurs dominieren. Dabei steht die Erforschung der Wahrnehmungen, Einstellungen und Identifikationsprozesse im Zentrum, die Lai*innen gegenüber ihren regionalen Varietäten hegen. Im folgenden Abschnitt werden diese Faktoren daher eingehend beleuchtet.

⁹ Detaillierte Erläuterungen zu den Konzepten von „Varietät“ und „Variante“ finden sich rückblickend in Abschnitt 2.1.

3.3 Einstellungen, Identität und Raum

Grundsätzlich ist die Tatsache, dass sich Lai*innen gegenüber Sprecher*innen und deren sprachlichen Äußerungen im alltäglichen Leben Urteile bilden, ganz natürlich und passiert beinahe automatisch (Soukup 2019: 84). Denn der Gebrauch von Sprache ist kein neutraler Prozess, er „[...] kommt immer mit Gepäck daher.“ (Soukup 2020: 93). Schon in den frühen 1970er Jahren schrieb der US-amerikanische Linguist Dell Hymes (1972: 59), dass die Sprachform, also die Art und Weise, *wie* etwas ausgedrückt wird, Teil der Nachricht selbst ist. Die gewählte Sprachform einer jeden schriftlichen oder mündlichen Interaktion ist also nicht nur ein zufälliger Zusatz, sondern ein unabdingbarer Anteil der Botschaft, der in Folge eine Vielzahl soziokultureller Assoziationen, also sozusagen eine Art „Gepäck“, mit sich bringt (vgl. Soukup 2020: 94). Sprachliche Variation trägt soziale Bedeutung mit sich und kann dadurch unterschiedliche Einstellungen und Reaktionen, und in Folge sogar soziale Vor- und Nachteile mit sich bringen (Garrett 2010: 2).

Diese Einstellungen und Assoziationen, die sich Lai*innen zu bestimmten sprachlichen Varietäten bilden, bezeichnet man auch als „Spracheinstellungen“ (Garrett 2010: 1). Wenn auch oft nicht explizit ausgesprochen oder sogar auch gar nicht bewusst wahrgenommen, so sind sie doch ein essenzieller Bestandteil unseres täglichen Lebens. Sie können im Allgemeinen definiert werden als „[...] Positionierungen (in Form von Reaktionen, Beurteilungen, Einschätzungen, Evaluierungen, Assoziationen) bezüglich Sprachen (Sprachgebrauchsformen) und deren Sprecherinnen und Sprecher[n] [...]“ (Soukup 2019: 84). Haddock und Maio (2014: 198) definieren „Einstellungen“ selbst auch als „Bewertungen von Sachverhalten, Menschen und anderen Arten von Objekten unserer sozialen Welt“, welche „die Art und Weise beeinflussen, wie wir die Welt wahrnehmen und uns verhalten“. Sie können von persönlichen Ansichten, Emotionen und Handlungsweisen beeinflusst werden und auf diese im Gegenzug auch selbst wirken. Tophinke und Ziegler (2006: 206) definieren Spracheinstellungen etwa auch als „gesellschaftlich präfigurierte Sinnstrukturen“, denn sie „strukturieren die soziale Wirklichkeit, reduzieren deren Komplexität und machen diese für das Individuum erwartbar.“

Im Falle eines Kommunikationsprozesses machen sich Spracheinstellungen wie folgt bemerkbar (vgl. Soukup 2020: 94): Sprechende und Hörende gehen gemeinsam mit ihren eigenen Einstellungen an eine Interaktion heran. Sie treten dabei im Dialog einen wechselwirksamen Prozess ein, bei dem Sprechende die Interpretation ihres Gesagten vorausdeuten und dementsprechend eine spezifische Sprachform einsetzen. Hörende reagieren wiederum auf diese Sprachform, indem sie sie gemeinsam mit dem Inhalt des Gesagten innerhalb des Interaktionskontexts interpretieren. Dieser Kontext konstituiert sich etwa aus der

Gesprächssituation, dem kulturellen Hintergrund oder den Gesprächspartner*innen selbst (Halliday/Hasan 1989: 12).

Spracheinstellungen haben jedoch nicht nur Einfluss auf die konkrete Gesprächssituation, sondern können auch als Bestandteil einer persönlichen Identität oder einer größeren sozialen Gruppe wirken (Tophinke/Ziegler 2006: 212; De Cillia 2015: 151). Tophinke und Ziegler (2006) argumentieren etwa in Bezug auf Spracheinstellungsäußerungen wie folgt:

In einer konkreten Kommunikationssituation, in der sie geäußert werden, dienen sie der sozialen Positionierung, tragen sie als sozial-erklärende oder sozial-differenzierende Sinnstrukturen zur Konstruktion von Identitäten und Alteritäten bei. In ihrer Bindung an soziale Gruppen und Milieus transportieren sie deren spezifische Relevanzsetzungen in Bezug auf Sprache bzw. deren Sprecher/-innen. (Tophinke/Ziegler 2006: 207)

Die Einstellungen gegenüber der eigenen Sprache bzw. Varietät konstituieren in Summe einen Teil der persönlichen Identität, eine Art „Sprachidentität“ (Thim-Mabrey 2003: 2) bzw. „sprachliche Identität“ (Veith 2005: 32). Diese kann sich sowohl auf eine Sprache, wie beispielsweise Deutsch, beziehen, aber auch auf bestimmte sprachliche Varietäten, wie etwa dialektale, soziolektale oder idiolektale Formen (Thim-Mabrey 2003: 2; Veith 2004: 32). Ob die Sprachidentität ein grundlegender oder nur ein nebengeordneter Aspekt der eigenen Persönlichkeit ist, der lediglich in bestimmten Kontexten besonders zum Vorschein kommt, variiert von Person zu Person (Thim-Mabrey 2003: 2). Die Identifikation mit der Sprache kann nicht nur von sich selbst, sondern auch aus der Fremdperspektive vollzogen werden. Daher ist es möglich, dass man durch seine Sprachverwendung als Individuum oder als Mitglied einer Gruppe bewertet wird (Thim-Mabrey 2003: 2). Oftmals werden dabei spezifische Spracheinstellungen, und damit verbundene positive oder negative Stereotypen auf die Sprecher*innen, projiziert (Thim-Mabrey 2003: 2). Auf diese Weise können Spracheinstellungen auch zur Wahrnehmung einer kollektiven Sprachidentität führen und sind dadurch für die Erforschung von Beziehungen innerhalb einer sozialen Gruppe relevant (Quasthoff 1987: 792). Die Sprache bzw. Varietät, die wir verwenden, trägt zur Konstruktion unserer Identität als Individuum und als Teil einer Gruppe bei, suggeriert uns Zugehörigkeit, Partizipation und Gemeinschaft und schafft somit Verbindungen (Kleene 2020: 11). Thim-Mabrey (2003) argumentiert etwa, dass die Herstellung von Identität durch Sprache ein inhärent menschliches Bedürfnis sei:

Sprache bildet eine wesentliche Grundlage des Selbstverständnisses sowohl von Völkern und ethnischen Minderheiten als auch von kleineren und größeren, regionalen und sozialen Gruppen. Sie kann als soziales, kulturelles oder politisches Mittel zur Identitätsstiftung und -vergewisserung oder – im Konfliktfall – zur Identitätssicherung verstanden und instrumentalisiert werden. Das Bedürfnis, sich auch auf einer sprachlichen Ebene repräsentiert zu fühlen, das Bedürfnis nach Identität durch Sprache und Sprachidentität, ist ein genuin menschliches, das sich im Zusammenleben mit anderen ergibt. (Thim-Mabrey 2003: 4-5)

Sprache kann also, laut Kleene (2020: 11), als verbindendes Element fungieren, jedoch auch Distanz schaffen. Wenn beispielsweise „Individuen, soziale Gruppen, Räume oder Staaten voneinander abgegrenzt [werden]“, dann „entstehen Barrieren und damit ein Innen und ein Außen, eine Ingroup und eine Outgroup, eine Zugehörigkeit und eine Aus- bzw. Abgrenzung.“

Um diese lokal-horizontal wahrgenommenen innersprachlichen Grenzen von Personen wissenschaftlich zu dokumentieren, zu beschreiben und zu analysieren, so wie das auch diese Studie am Beispiel des Eisenstädter Dialektraumes tun möchte, kann man etwa die „Mental-Map“ bzw. die „Draw-a-Methode“ nutzen (Kleene 2020: 108). Entstanden zwischen den 1980er und 1990er-Jahren wurde die Methode vor allem von Gould und White (1974) und Preston (1981) geprägt (Preston 2010: 127). Kleene (2020) definiert *Mental Mapping* auch als:

[...] kognitive Karten bzw. innere Bilder [...], die wir uns von unserer Umgebung machen, eine individuelle Repräsentation unserer Umwelt, die sich zusammensetzt aus objektivem Wissen und subjektiven Wahrnehmungen. Die komplexe mehrdimensionale Realität wird dabei in vereinfachter Form abgebildet, wobei die Repräsentationen nicht feststehend sind, sondern sich mit der Zeit verändern können. (Kleene 2020: 110)

So nehmen also Personen ihre eigene regionale Varietät entlang von subjektiv wahrgenommenen Dialektgrenzen wahr, welche sich in einer Mental Map als eine Form von unbewusster innerer Landkarte widerspiegelt. Die Grenzen variieren dabei auch nach den individuellen Erfahrungen der Personen, wenn sie einen Ort etwa als Wohn-, Arbeits- oder Urlaubsort kennen (Kleene 2020: 110). Solche Karten sind nicht zu verwechseln mit geographischen Dialektraumkarten, welche die tatsächliche Sprachproduktion auf phonetischer Ebene widerspiegeln, sondern es handelt sich vielmehr um eine Darstellung der räumlichen Verortung von Sprachräumen, die linguistische Lai*innen wahrnehmen (Preston 2010: 121). Außerdem macht Diercks (2002: 67) in seiner Studie die Erfahrung, dass die Proband*innen bei der Rekonstruktion der Dialekträume oft keine klar abgetrennten Bereiche beschreiben, sondern ihre Grenzen eher eine ungefähre Orientierung darstellen sollen. Zur Abgrenzung ihres eigenen Dialektraums greifen sie vermehrt auf die Erfahrung von fremden Dialektmerkmalen in anderen Ortschaften oder Regionen zurück und definieren somit den eigenen Dialekt im Kontrast zum anderen. Beim Zuhören der Hörproben greifen sie überdies oft einzelne charakteristische Lautsequenzen auf, die sie dann mit bestimmten Dialekträumen und in Folge auch Einstellungen assoziieren (Diercks 2002: 67). Allerdings bemerkt Schiesser (2020: 400) in ihrer Studie, dass sich Proband*innen in ihren Mental Maps sehr wohl an die politischen und natürlichen Gegebenheiten von Räumen orientieren, vermutlich, da diese kognitiv bereits abgespeichert und für ihren Alltag relevant sind (politisch, naturräumlich, sozial).

Ähnlich wie Kleene (2020) und Schiesser (2020) nutzt auch das Kieler Projekt „Wahrnehmungsdialektologie. Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien“ Mental Maps im Zusammenhang mit Leitfadeninterviews in ihrem großräumigen Projekt zur Wahrnehmungsdialektologie im gesamten deutschen Sprachraum (vgl. Sauer/Hoffmeister 2022: 134). Ziel des Projekts ist es, ähnlich dem dieser Studie, vorhandene Laienkonzepte zur deutschen Sprache zu rekonstruieren (Sauer/Hoffmeister 2022: 134). Die von den Lai*innen gezeichneten Karten dienten hierbei zur „Mikrokartierung“, daher zur Darstellung des persönlichen Umfelds und Umkreises der Sprecher*innen, ihrer Benennung sowie der damit verbundenen Dialektcharakteristika (Sauer/Hoffmeister 2022: 134-135). Ebenfalls sollten die Gewährspersonen anhand verschiedener Hörtexte Dialektsprecher*innen auf Karten verorten, um zu bestimmen, wie sie die tatsächlich gehörten Merkmale zuordnen, ob sie aus der eigenen Region stammen und wie gut sie ihnen gefallen (Sauer/Hoffmeister 2022: 135-136). Diercks (2002: 67) empfiehlt solche Sprachproben-Reaktionen sogar, da dies möglichst natürliche Reaktionen hervorrufen würden. Daher erschien es auch für diese Studie sinnvoll, die Erhebung der Varietätenkonzepte der Gewährspersonen mittels einer Kombination aus der Mental Mapping-Methode und dialektalen Hörproben durchzuführen.¹⁰

Im Anschluss soll nun ein Einblick in den aktuellen Forschungsstand dargeboten werden, in dem sich diese Arbeit eingliedern möchte. Der Fokus liegt dabei auf laienlinguistischen Studien zur Erforschung des Sprachgebrauchs, der Spracheinstellungen und der Identifizierung mit Sprache bzw. mit Sprachräumen innerhalb des österreichischen Varietätenspektrums.

4. Aktueller Forschungsstand

4.1 Sprachgebrauch im Varietätenspektrum

Zwei aktuelle Studien, welche sich mit dem Sprachgebrauch innerhalb des österreichischen Varietätenspektrums beschäftigen, sind Kleene (2020) sowie das laufende Projekt des Spezialforschungsbereichs Dialekt in Österreich (SFB DiÖ) (DIÖ 2021). Das im Jahr 2016 gestartete und aktuell noch laufende Projekt des Spezialforschungsbereichs (SFB) „Deutsch in Österreich (DiÖ). Variation – Kontakt – Perzeption“, welches aus der Zusammenarbeit von sechs Instituten der Universitäten Graz, Salzburg und Wien bzw. der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (OEAW) hervorgeht, erhebt aktuelle Daten zu den Varietäten Österreichs und veröffentlicht dazu laufend neue Artikel (Budin [u. a.] 2018: 300). Es stellt das

¹⁰ Ausführliche Erläuterungen zur methodischen Vorgehensweise dieser Studie finden sich in Kapitel 5.

erste größere Verbundforschungsprojekt zu der gesamten Varietätenlandschaft Österreichs dar (Budin [u. a.] 2018: 301). Unterteilt in neun Teilprojekte werden unterschiedlichste Fragestellungen zu den Themen Sprachwandel, Sprachkontakte und Spracheinstellungen und -perzeptionen thematisiert (Budin [u. a.] 2018: 300-301). Ein Beispiel für eine aktuelle Erhebung aus dem burgenländischen Dialektraum wäre etwa jene von Moser [u. a.] (2022)¹¹, welche sich der Beschreibung der phonetischen Merkmale des burgenländischen Dialekts im Hinblick auf aktuelle Sprachwandelprozesse widmet.

Kleene (2020: 15) beschäftigt sich in ihrer Studie ebenfalls mit der Analyse des Dialekt-Standard-Spektrums, allerdings fokussiert sie sich im Speziellen auf den geographischen Grenzbereich zwischen Österreich und Deutschland. Ihre Studie bedient sich unterschiedlicher Forschungsmethoden: Tiefeninterviews, Online-Fragebögen, Mental Mapping-Erhebungen und Hörerurteilstests (Kleene 2020: 15). Die Ergebnisse, in Bezug auf die Varietätenverwendung der österreichischen Proband*innen, zeigen, dass die Sprecher*innen ihre Sprachform passend zu ihrem Gesprächspartner und der Gesprächssituation adaptieren (Kleene 2020: 291). Entscheidend sind hierbei etwa oft der Kontext und die sprachliche Kompetenz des Gegenübers (Kleene 2020: 292). Ein Großteil von ihnen gibt etwa an, den Dialekt in familiären bzw. intimen Kontexten (mit Eltern, Partner, Nachbarn, Verwandten, engen Freunden) und in Gesprächen mit Älteren zu bevorzugen, während sie ihn im Arbeitsumfeld und vor allem gegenüber Vorgesetzten eher vermeiden würden (Kleene 2020: 289, 292). Doch lässt sich erkennen, dass solange die Arbeitskolleg*innen ebenfalls dialektkompetent sind, aus derselben Region stammen bzw. wenig hierarchische Unterschiede vorherrschen, sie ebenfalls im Dialekt antworten würden (Kleene 2020: 292, 294). Des Weiteren nutzen die Gewährspersonen den Dialekt in äußerst emotionalen Situationen, wenn sie beispielsweise sehr wütend sind, und in humorvollen Situationen, wie etwa beim Witze erzählen (Kleene 2020: 292). Insgesamt repräsentiert der Dialekt für die Probandinnen eine Form von „Authentizität und Freimütigkeit“ (Kleene 2020: 314).

Klar ist jedoch für die meisten der Proband*innen: Der Dialekt ist nicht in allen Kontexten angemessen, vor allem, wenn es um die Wahrung der Verständlichkeit und Professionalität geht (Kleene 2020: 293-294). Ein Beispiel hierfür wäre etwa, dass die wenigsten Personen angeben, Dialekt mit deutschsprachigen Touristen zu sprechen oder in formellen Situationen, wie etwa bei Präsentationen, Reden, fachlichen Vorträgen, Prüfungen oder Bewerbungsgesprächen oder

¹¹ Nähere Informationen zu den Ergebnissen finden sich in Kapitel 2.3.

im Umgang mit Akademiker*innen und Personen prestigeträchtiger Berufsgruppen wie Ärzt*innen oder Professor*innen. In diesen Kontexten wählt der Großteil der Befragten die Standardsprache (Kleene 2020: 290, 293, 304, 307). Diese wird außerdem oft auch bei Vorstellungen und ersten Begegnungen mit fremden Personen benutzt, bevor noch über die Dialektkompetenz des Gesprächspartners Kenntnis besteht (Kleene 2020: 303). Es ist außerdem anzumerken, dass die Faktoren der Dialektkompetenz bzw. regionalen Herkunft bei jüngeren Personen eine größere Rolle zu spielen scheint, als bei älteren, die oft nach dem alten traditionellen Muster der Berufsgruppe (insb. Lehrer, Arzt und Pfarrer) entscheiden, mit wem sie „besser“ (d.h. Standarddeutsch) reden (Kleene 2020: 307).

Als weitere Varietät geben viele auch die Umgangssprache an, die sie als „Mischform“ bezeichnen, entstanden aus dem Dialekt und mehr oder weniger geprägt von Standardformen (Kleene 2020: 314). Diese verwenden sie, wenn sowohl der „reine“ Standard als auch der Dialekt unpassend scheinen, wie etwa mit dialektkompetenten Arbeitskolleg*innen (Kleene 2020: 315). Vor allem jüngere Proband*innen bedienen sich in ihrem Alltag vorrangig der Umgangssprache und verwenden sie auch statt des Dialekts im Freundeskreis, während der Dialekt lediglich dem Familienkreis überlassen bleibt (Kleene 2020: 315).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Proband*innen äußerst flexibel sind und ihre Varietätenwahl maßgeschneidert an Gesprächspartner und -situationen anpassen (Kleene 2020: 315). Ob die Gewährspersonen also Dialekt, Umgangssprache oder Standard verwenden, ist laut Kleene zumeist abhängig von drei Dimensionen: Raum, sozialer Hierarchie und Emotionalität (Kleene 2020: 314). Inwiefern dies auf die ausgewählten Gewährspersonen aus Eisenstadt ebenfalls zutrifft, soll in dieser Studie herausgefunden werden.

Der folgende Abschnitt beschäftigt sich nun mit der Darstellung rezenter Erhebungen zu den Spracheinstellungen- und -perzeptionen sowie mit den damit verbundenen Identitätsprozessen der Österreicher*innen in Hinblick auf das regionale Varietätenspektrum.

4.2 Spracheinstellungen zum Varietätenspektrum

Als umfassende österreichische Spracheinstellungsstudie zum Varietätenspektrum ist jene von Soukup (2009) zu erwähnen. Diese analysiert die Spracheinstellungen der Österreicher*innen zum mittelbairischen Dialekt bzw. zum österreichischen Standard auf drei methodischen Ebenen: in einem Medienkorpus der politischen Diskussions-Fernsehshow „Offen Gesagt“, einer Dialektwahrnehmungsstudie und einer Dialekteinstellungsstudie. Bei der letzteren nahmen etwa 242 österreichische Gewährspersonen teil, die vier Sprecher*innen nach ihrem Sprachgebrauch beurteilten sollten. Die Ergebnisse zeigen, dass die Dialektsprecher*innen als

natürlicher, ehrlicher, emotionaler, lockerer, humorvoller und sympathischer bewertet werden, aber auch als aggressiver, derber, grober, weniger intelligent, weniger ernst und weniger höflich (vgl. Soukup 2009: 127). Im Gegensatz dazu schätzen sie Standardsprecher*innen als höflicher, intelligenter, gebildeter, sanfter, ernster und vornehmer, aber gleichzeitig auch arroganter ein.

In der diskursanalytischen Auswertung von Dialogen aus der Sendung „Offen Gesagt“, verdeutlicht Soukup außerdem, dass die eben genannten Bedeutungsassoziationen einer Varietät in bestimmten Situationen einen Effekt tragen können. Wird in diesem seriösen Kontext nämlich Dialekt verwendet, wird dies mit Eigenschaften wie niedriger Bildung, weniger Intelligenz, Derbheit oder Aggressivität verknüpft (Soukup 2009: 143). Der bewusste Sprachformwechsel dient in diesem Fall also dazu, die negativen Assoziationen der gewählten Form auf das Gegenüber zu übertragen. Auch Kleene (2020: 304) stellt fest, dass das Anpassen der Varietätenwahl nicht immer ein unbewusster Prozess ist, sondern manchmal ein konkreter Wirkungsträger sein kann. So meint einer ihrer Probanden etwa „Es hängt davon ab, wie ich vom Gegenüber eingeschätzt werden will. Der Dialekt wird ja immer noch häufig als ein Zeichen von keiner Bildung gesehen, weswegen ich ihn weniger auf der Uni und bei der Arbeit einsetze und mehr im privaten Bereich.“ (Kleene 2020: 304). Die Einstellung, die Proband*innen zu einer Sprachform haben, wirkt sich also auch direkt auf ihren Gebrauch aus (Kleene 2020: 304). Die Standardsprache signalisiert für viele Proband*innen etwa „Distanz“ und man wirke eher „kompetent“, „seriös“ und „intelligent“ (Kleene 2020: 304). Deshalb wählen sie diese auch bevorzugt, wenn sie mit Fremden, am Arbeitsplatz oder auf der Universität sprechen (Kleene 2020: 203-304).

Umgekehrt soll die Verwendung von Dialekt laut Soukup Vertrautheit und Vertrauenswürdigkeit signalisieren (Soukup 2020: 100–101). Dies hängt mit den entsprechenden Assoziationen zusammen, die einige der Proband*innen äußerten, wie etwa „[Dialekt] hilft, ein Naheverhältnis zwischen den Gesprächspartnern aufzubauen bzw. signalisiert Gleichwertigkeit des Sprechers und des Hörers“, „Man kann sich schneller, leichter mit [dialektsprechenden] Personen identifizieren“ oder „[Dialekt] schafft Nähe und Vertrauen, wirkt freundlich“ (Soukup 2020: 100–101). Des Weiteren wird den Dialektsprechenden zugesprochen ehrlich, vertrauenswürdig, natürlich, emotional und offen zu sein (Soukup 2020: 100–101). In privaten, intimen Kontexten schafft der Gebrauch von Dialekt also durchaus positive Konnotationen.

Eine befragte Person meinte auch, sie könne „sich schneller, leichter mit [dialektsprechenden] Personen identifizieren.“ (Soukup 2020: 100). Für manche hilft der Dialekt also nicht nur, sich mit anderen Personen leichter verbunden zu fühlen, sie ist auch ein

essenzieller Bestandteil ihres eigenen Identitätskonzepts (Kleene 2020: 322). Laut De Cillia und Ransmayr (2014) ist dies ganz deutlich auch im gesamtösterreichischen Kontext bemerkbar.

Das österreichische Deutsch spielt in vielfältiger Weise eine wichtige Rolle im Kontext der österreichischen Identität. Besonders im privaten, aber auch im öffentlichen Diskurs stellt Sprache für die ÖsterreicherInnen ein wesentliches identitätsstiftendes und emotionsbehaftetes Element dar [...] (De Cillia/Ransmayr 2014: 59).

Die Thematisierung der österreichischen Sprache wird gemäß Ransmayr/Fink (2016: 166) von den Österreicher*innen generell tendenziell emotional wahrgenommen. Prägend war etwa das Ereignis des österreichischen EU-Beitritts 1995, bei dem Österreich als einziges Land auf eine Zusatzregelung bestand, dem EU-Beitrittsprotokoll Nr. 10, welches besagt, dass 23 ausgewählte Austriaismen ihren bundesdeutschen Bezeichnungen gleichgestellt werden (Ransmayr/Fink 2016: 166). Trotz dieser eindeutigen Geste der ‚Wortschatzverteidigung‘ berichten Ransmayr und Fink (2016: 166) auch von Unsicherheiten, Minderwertigkeitsgefühlen und wenig Treue gegenüber der eigenen Sprache seitens der Österreicher*innen.

Hinderling (2003: 134–135) beobachtet in seiner Interviewstudie mit Dialektsprechenden drei Haltungen, die diese gegenüber ihrer Varietät einnehmen, vor allem, wenn sie etwa auf Ablehnung treffen. Er spricht dabei von der „Anbiederung“, dem „Abschieben“ und dem „Bekenntnis“. Bei der Anbiederung würden Gewährspersonen versuchen, die Ähnlichkeit der gesprochenen Varietät mit der Standardsprache besonders hervorzuheben, indem sie etwa bei Wörtern wie „Herz“ oder „Mähdrescher“, deren dialektale Formen sich vom Standard kaum unterscheiden, meinen, man spreche „genau so“ wie im Standard bzw. „Das sagen wir nach der Schrift“ (Hinderling 2003: 135). Die zweite Position des Abschiebens versucht negative Behauptungen auf andere abzuwälzen und zu meinen, dass jeweils andere „so“ sprechen. „Ja so sagen sie“, meinen diese Personen und urteilen über andere Sprechende, sehen sich selbst aber nicht als Teil der Sprachgruppe (Hinderling 2003: 135). Die dritte Haltung ist das Bekenntnis zum Dialekt. Dies bedeutet für Gewährspersonen auch, dass sie sich der Unterschiede zwischen ihrem Dialekt und der kodifizierten Standardsprache sehr wohl bewusst sind und in neutraler Weise darüber reden, z. B., wenn sie gemeinsam mit dem Forschenden über Dialektwörter ohne standardsprachliche Entsprechung sprechen (Hinderling 2003: 135). Es fällt auf, dass keine Position genannt wird, die eine entscheidend positive Haltung gegenüber dem eigenen Dialekt ausdrückt oder vielleicht sogar so etwas wie Stolz und Heimatverbundenheit damit verknüpft.

In seiner Studie zur deutschen Sprache in Österreich und der damit verbundenen Identität findet De Cillia (1997) jedoch Ergebnisse, die genau in eine derartige Richtung deuten. In dem von 1994 bis 1996 laufenden Projekt wurden verschiedene Medientexte, Interviews und Gruppendiskussionen diskursanalytisch ausgewertet (De Cillia 1997: 117). In den Gesprächen mit den Gewährspersonen filtert sich dabei eine bedeutende Verbindung zwischen Sprache und Identität heraus, diese scheint ein essenzieller Bestandteil ihres Österreicher*innen-Seins, ihrer Mentalität und Kultur (De Cillia 1997: 117-118). Eine Kärntnerin meinte etwa „Ich glaub also i seh die Identität des Österreichers eigntlich an seiner Sproche sehr stork [...]“ (De Cillia 1997: 118). Eine befragte Deutschlehrerin fordere sogar nach einer eigenen Bezeichnung des „Österreichischen“ (De Cillia 1997: 118, 122). Die Befragten assoziieren mit der Sprache Merkmale wie etwa „Weichheit“, die sich nicht nur im Klang, sondern auch in der Mentalität der Bürger*innen widerspiegle (De Cillia 1997: 118). Ein Proband bezeichnet sie auch als „emotional“, „ungenauer“ und „bunter“ (De Cillia 1997: 118). Interessant scheint auch, dass die Proband*innen kein Bewusstsein für eine Österreichische Standardsprache zu haben scheinen und unter der „Österreichischen Sprache“ tendenziell eher dialektale Formen verstehen (De Cillia 1997: 121). Manche sprechen auch direkt vom „Dialekt“ und betonen, dass sie ihn pflegen, doch darüber klagen, dass es zu wenige gibt, die ihn noch „richtig“ sprechen können (De Cillia 1997: 122).

In der aktuellen Studie von Kleene (2020: 315–316) gaben der Großteil der österreichischen Proband*innen an, dass ihnen ihr eigener Dialekt gut bzw. sehr gut gefalle, denn er klinge „viel melodischer als die Standardsprache“, „einfach gemütlich“, „irgendwie niedlich“ oder „nett und einladend, freundlich“. Im Gegensatz zur Standardsprache scheine er zudem weicher, sympathischer und lockerer (Kleene 2020: 317). Besonders deutlich zeigt sich der Stolz bei den Burgenländer*innen (Kleene 2020: 316).

Allerdings weisen andere Gewährspersonen dem Dialekt auch negative Eigenschaften zu, wie etwa, dass er „grauslich“, „derb“ bzw. „nicht schön“ sei und dass er die Verständlichkeit gravierend behindere (Kleene 2020: 317-318). Analog dazu werden Dialektsprechende als „dummlich, einfältig und/oder unqualifiziert“ eingestuft (Kleene 2020: 318). Außerdem geben nur wenige an, dass der Dialekt in ihrem Alltag eine entscheidende Rolle spiele und viele von ihnen assoziieren eine geringe Bildung damit (Kleene 2020: 319-320). Der überwiegende Großteil lehnt es aber ab, dass Kindergartenkindern der Dialekt abgewöhnt werden sollte und plädieren auf seine Erhaltung (Kleene 2020: 318, 321). Dies steht im Gegensatz zu Steineggers (1998: 132–135) ähnlich strukturierten Studie, deren Ergebnisse auf einen „Erziehungsfaktor“ deuten. Hierbei plädierten die Probandinnen darauf, dass mit Kindern, vor allem auch im

Kindergarten, vorrangig in der Standardsprache gesprochen werden sollte, um ihnen ein gutes Vorbild zu sein und sie für die Schule, den Beruf und den Alltag gut vorzubereiten (Steinegger 1998: 135).

Bei Kleene (2020) scheinen sich die befragten Österreicher*innen jedoch insgesamt solidarisch gegenüber ihrem Dialekt zu zeigen. Rund die Hälfte der Befragten gibt an, dass der Dialekt für sie Geborgenheit und Nähe vermittelt, und ein Drittel der Befragten verbinden damit auch Heimat, Identität und Authentizität (Kleene 2020: 317). Überdies assoziieren sie mit der regionalen Varietät ihren Heimatort und deren Bewohner*innen, während der Dialekt als verknüpfendes Zugehörigkeitselement untereinander fungiere (Kleene 2020: 317). Mehr als die Hälfte der Proband*innen gibt außerdem an, dass der Dialekt ein „wichtiger“ bis „sehr wichtiger“ Teil ihrer Identität sei (Kleene 2020: 322).

Zusammengefasst zeigen die dargestellten Einstellungen und Perzeptionen, welche die österreichischen Lai*innen gegenüber ihren Varietäten äußern ein ambivalentes Bild der Österreicher*innen zu ihrem Sprachgebrauch. Dialekte scheinen Nähe, Verbundenheit, Emotionalität, Sympathie und Derbheit zu symbolisieren, während die Standardsprache eher Bildung, Intelligenz, Seriösität und Arroganz suggeriert (Soukup 2009; Kleene 2020). Diese Assoziationen spiegeln sich auch in der Identifizierung der Österreicher*innen mit ihren Dialekten wider - hier finden sich sowohl Personen, die sich sehr stark mit ihrem Dialekt verbunden fühlen (vgl. De Cillia 1997), aber auch jene, welche eher davon Abstand nehmen möchten (vgl. Hinderling 2003). Inwieweit diese Feststellungen auch auf die Varietätenkonzepte der Eisenstädter*innen zutreffen, möchte im Zusammenhang dieser Studie erforscht werden. Im nächsten Abschnitt soll nun auch die vorliegende Studie als Gesamtes innerhalb des eben präsentierten rezenten Forschungsstands eingegliedert werden.

4.3 Einordnung der Studie in den aktuellen Forschungsstand

Ähnlich zu Kleene (2020) handelt es sich bei dieser Masterarbeit um eine Studie, die sich mit den Wahrnehmungen und Einstellungen der Sprecher*innen zu ihrem eigenen und regionalen Varietätengebrauch und mit ihren Einschätzungen und Identifizierungsprozessen in Bezug auf ihren Dialektraum in einem sprachlichen Grenzgebiet beschäftigt. Allerdings findet diese nicht wie bei Kleene an der österreichisch-deutschen Grenze, sondern im nordburgenländischen Raum statt. Ebenfalls hat diese Arbeit Anknüpfungspunkte an die Projekte des Task-Clusters D „Deutsch in den Köpfen – Spracheinstellungen und -perzeption“ des SFB DiÖ (DIÖ 2021) in Bezug auf das Forschungsinteresse und die methodische Vorgehensweise. Deren Fokus liegt allerdings eher auf den österreichischen Standardvarietäten bzw. den Einstellungen zum

Dialekt-Standard-Kontinuum an Schulen. Des Weiteren gibt es Parallelen mit der rezenten Dialektstudie von Moser [u. a.] (2022), welche unter anderem die nordburgenländischen Ortschaften Schattendorf und Apetlon aus phonetischer Perspektive erforscht. Während sich deren Analysen auf die phonetische Dimension beziehen, bleibt die Lai*innenperspektive jedoch gänzlich unberücksichtigt.

Diese Studie möchte also jene Forschungslücke der laienlinguistischen Perspektive des Varietätenspektrums in Eisenstadt adressieren und damit einen kleinen Teil dazu beitragen, ein umfassenderes Bild von dem Dialekt-Standard-Spektrum in Österreich abzubilden. Im Zentrum des Forschungsinteresses liegt es, die individuellen Perzeptionen von Lai*innen zum persönlichen sowie regionalen Sprachgebrauch innerhalb des Dialekt-Standard-Spektrums mithilfe von leitfadengestützten Interviews zu eruieren. Dazu beschäftigt sich diese Arbeit insbesondere mit den Themen Sprachgebrauch, Spracheinstellungen und -identifizierung sowie der Dialektraumllokalisierung. Das folgende Kapitel bietet eine Übersicht über die dazu gewählte Methodik, eine Beschreibung der Probandinnen sowie eine Präsentation des Interviewleitfadens.

5. Methodik

Diese direkte Erhebung dient als lokale sprachbezogene Tiefenbohrung im Raum Eisenstadt. Im Mittelpunkt der Befragung stehen die Sprachbiographie der jeweiligen Person, deren Sprachkonzepte sowie deren Einstellungen und Wahrnehmungen gegenüber dem regionalen Varietätenspektrum. Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurde ein direkter Zugang (vgl. Garrett 2010: 39-41; Cuonz 2014: 30-31) aus dem methodischen Repertoire der Spracheinstellungsforschung gewählt, bei dem den Gewährspersonen offengelegt wird, dass sie zu bestimmten Sprachformen Stellung nehmen sollen. In der Form umfassender Leitfadeninterviews wurden vier weibliche Probandinnen aus Eisenstadt befragt.

Die Methode des Interviews hat dabei den Vorteil, dass folgende Aspekte insbesondere berücksichtigen werden können: der Kommunikationskontext der Befragung selbst, die Variabilität der Aussagen der Gewährspersonen (bei Widersprüchen, Unverständlichkeiten etc.) und die Konstruktion der evaluierten Sprachform im Gespräch (Potter/Wetherell 1987: 55). Zudem ermöglichen direkte, qualitative Interviews das Erheben von individuellen, nicht vorgegebenen Antworten, die ausführlich erklärt werden können (Cuonz 2014: 33). Die gewählte Methode ermöglicht es der Exploratorin¹² außerdem, mit den Gewährspersonen in

¹² Die Interviews wurden von der Autorin dieser Arbeit in der Rolle der Exploratorin durchgeführt.

einen wechselseitigen Austausch zu treten, ihnen Detailfragen zu relevanten Themen zu stellen und dadurch die Ursprünge mancher Einstellungsäußerungen näher zu erkunden (Liebscher/Dailey-O’Cain 2017: 198). Tiefergehende Fragen, wie sie in Interviews ermöglicht werden, helfen also dabei, Hintergründe und Motivationen aufzudecken, die für ein näheres Verständnis von Lai*innenkonzepten im Zuge einer lokalen linguistischen Tiefenbohrung wie dieser essenziell sind.

Es sollte jedoch beachtet werden, dass es sich bei einem Interview um eine „soziale Praxis“ (Arendt 2014: 8) handelt, bei der das abgefragte Wissen innerhalb des Gesprächs gemeinsam ko-konstruiert wird und somit stets in Relation zum eigentlichen Diskurskontext zu verstehen ist (Arendt 2014: 12). So können etwa Faktoren wie die hierarchisch asymmetrische Beziehung der fragenden und befragten Person, die Formulierung der Fragestellung, die im Gespräch bereits festgelegten Wissensbestände, oder unbewusst steuernde Diskurssignale (wie z. B. „hm“) des Interviewers die elizitierten Antworten auf entscheidende Weise beeinflussen (Arendt 2014: 12–20). Tophinke und Ziegler (2006: 211) meinen etwa: „Einstellungsäußerungen ergeben sich an einer bestimmten Stelle im dynamischen Geschehen der sprachlichen Interaktion, sind in ihrer Genese an diesen Kontext gebunden und selbst konstitutives Element dieses Kontextes“.

Der Aufbau und die Fragestellungen des Interviews sind von ähnlichen Forschungsprojekten im Bereich der Sprachgebrauchs- bzw. Sprachbeurteilungsforschung inspiriert, wie etwa Kleene (2020), Soukup (2009), Steinegger (1998) sowie dem Interviewleitfaden des SFB DiÖ (Spezialforschungsbereich Deutsch in Österreich 2016). Insgesamt lässt sich der in einem Pre-Test mit zwei Eisenstädter Dialektsprecher*innen erprobte Leitfaden¹³ in zehn thematische Hauptkategorien gliedern, welche sich an den zuvor erwähnten Forschungsfragen orientieren:

Kürzel	Thema	Kürzel	Thema
SD	Sozialdaten, Einstieg	SE	Spracheinstellungen
O	Ortsanbindung, Ortsloyalität	R	Räumliche Verortung
V	Varietätenrepertoire, Spektrum	HP	Hörproben
K	Kontext, Situationen,	H	Hianzisch
SB	Sprachbiographie,	I	Identität, Abschluss

Tabelle 1 - Aufbau des Interviewleitfadens

In den Interviews werden die Probandinnen zu ihren biographischen Hintergrunddaten und ihrer sozialen Anbindung an Eisenstadt befragt. Danach folgen Fragen zu den ihnen bekannten

¹³ Der vollständige Interviewleitfaden ist im Anhang dieser Arbeit einsehbar.

und gebrauchten Varietäten, deren Bezeichnungen sowie deren kontextabhängigen Verwendung. Schließlich widmen sich die Fragen den Einstellungen und Wahrnehmungen zum regionalen Dialekt-Standard-Spektrum und der räumlichen Verortung des lokalen Dialekts. Dazu werden ihnen historische Hörproben von Eisenstädter Dialektsprecher*innen vorgespielt, deren Herkunft sie anhand ihres Dialekts erkennen und mithilfe einer Karte geographisch einordnen sollen. Abschließend wird detailliert auf den Burgenländisch-„Hianzischen“ Dialekt eingegangen und die persönliche Rolle des Dialekts im Alltag bzw. als Identitätsbestandteil diskutiert.

Während des Interviews wurden die Probandinnen immer wieder dazu aufgefordert, Teile eines Beantwortungsbogens auszufüllen, bei dem sie unter anderem Einschätzungen anhand von siebenstufigen Skalen bestimmen sollen. Bei diesen konnten sie etwa verschiedenste Fragen beantworten, indem sie ihre Einschätzungen zwischen den Polen „trifft gar nicht zu“ und „trifft vollständig zu“ verorteten. Des Weiteren wurden sie für die Mental Mapping-Methode aufgefordert, Dialekträume in einer Burgenland-Karte¹⁴ einzuzeichnen, vergleichbar auch mit jenen in Abschnitt 3.3 präsentierten Studien (s. Sauer/Hoffmeister 2022; Kleene 2020; Schiesser 2020; Diercks 2002). Ausgangspunkt dafür waren zwei ausgewählte Hörproben, die sie sich vorher genau anhören sollten und dann nach ihrem Dialekt beurteilen und lokalisieren sollten. Die Hörproben stammen aus dem im Kapitel 3.4 erläuterten historischen Dialekt-Korpus des Phonogrammarchivs und wurden mit deren Zustimmung verwendet. Beide Hörtexte beinhalten Sprecher*innen aus Eisenstadt, dies ist den Gewährspersonen allerdings nicht bekannt. Der erste Hörtext (B227) stammt aus dem Jahre 1952 und enthält eine unterhaltsame Hochzeitsanekdote eines Bauern aus dem Stadtteil St. Georgen (Muhr 2005: 234; Phonogrammarchiv 1960: 16). Der zweite (B500) wurde zwei Jahre später im Stadtteil Kleinhöflein aufgenommen und enthält ein Gespräch zwischen einer Bäuerin und einem Bauern (ebenfalls ehem. Bürgermeister) über die regionalen Hochzeitstraditionen (Muhr 2005: 224; Phonogrammarchiv 1960: 31).

Die Interviews wurden von der Verfasserin dieser Arbeit mit vier ausgewählten weiblichen dialektkompetenten Probandinnen aus Eisenstadt durchgeführt. Sie alle leben den Großteil ihres Lebens schon in Eisenstadt, wenn auch in unterschiedlichen Stadtteilen (St. Georgen,

¹⁴ Die verwendete Burgenlandkarte wurde aus dem Diercke Weltatlas (Forster 1995: 25) entnommen. Die Gewährspersonen sollten auf kopierten Versionen dieser Karte die Dialekträume einzeichnen. Auf dieser ist das Burgenland, aber auch Teile von Niederösterreich, der Steiermark sowie Ungarn zu sehen. Um die Ergebnisse aber übersichtlicher präsentieren und vergleichen zu können, wird bei der Darstellung der Ergebnisse lediglich das Burgenland dargestellt, die benachbarten Gebiete wurden mittels digitaler Nachbearbeitung mit Procreate (Savage Interactive Pty Ltd. 2022) entfernt.

Oberberg und Kleinhöflein). Zwei der Probandinnen sind jünger (35-40) und zwei davon sind älter (80+). Alle Beteiligten wurden gemäß Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) mittels einer Datenschutzmitteilung über ihre Rechte aufgeklärt und ihre informierte Zustimmung wurde eingeholt. Im Zuge des Datenschutzes sind die Personennamen in dieser Arbeit pseudonymisiert¹⁵ und entsprechen daher nicht den tatsächlichen Namen. Die Pseudonyme richten sich hierbei nach der jeweiligen Altersgruppe (Anfangsbuchstabe J für „Jünger“ und Anfangsbuchstabe A für „Älter“).

Altersgruppe	Pseudonym	
Jünger	Judith (36 J.)	Julia (39 J.)
Älter	Andrea (80 J.)	Anna (91 J.)

Tabelle 2 - Probandinnen

Bei den konkreten Interviewsituationen wurde darauf geachtet, dass sich die Probandinnen in einer angenehmen Umgebung wohlfühlen, sodass sie möglichst ähnlich wie ihre natürliche Ausdrucksweise sprechen und keine Scheu vor gewissen Meinungsäußerungen besteht.¹⁶ Die Länge der Interviews variierte zwischen 1:10 Stunde und 2:08 Stunde.

Nach der Sammlung der Daten wurden die Interviews mithilfe des Softwareprogramms für qualitative Datenanalysen MAXQDA (Verbi Software 2021) zunächst angelehnt an das Transkriptionssystem von Kuckartz und Rädiker (2020: 2-3) transkribiert. Dabei wird jeder Sprechbeitrag in einem eigenen Absatz festgehalten und die Aussagen werden wörtlich, aber nicht lautsprachlich verfasst. Da der Fokus der Analyse auf der inhaltlichen und nicht auf der phonetischen Dimension liegt, wurde auf eine phonetische Transkription verzichtet und Dialektäußerungen wurden weitgehend der Schriftsprache angepasst.¹⁷

¹⁵ „Pseudonymisierung“ bedeutet in diesem Kontext, dass die „Verarbeitung personenbezogener Daten in einer Weise, dass die personenbezogenen Daten ohne Hinzuziehung zusätzlicher Informationen nicht mehr einer spezifischen betroffenen Person zugeordnet werden können“. (DSGVO 2016: Art 4 Abs 5). Nach der „Anleitung zur studentischen sozialwissenschaftlichen Forschung: Auswirkungen der DSGVO für die Praxis“ (Büro Studienpräses Universität Wien: 2018) der Universität Wien sollten Angaben, die eine Zuordnung einzelner Personen möglich machen, zwar grundsätzlich vermieden werden, sie sind jedoch bei qualitativen Untersuchungen mit nur wenigen Befragten zulässig, solange die Personen der Erhebung und Verarbeitung der personenbezogenen Daten zustimmen. Dies ist bei der vorliegenden Arbeit mit nur vier Probandinnen der Fall, vor allem, da manche personenbezogenen Daten aus den Lebenswelten der Befragten notwendig sind, um die Forschungsfragen zu beantworten. Soweit möglich, werden die Prinzipien der Pseudonymisierung jedoch angewendet.

¹⁶ Dem erwünschten informellen Charakter der Interviewsituation zuträglich war auch die Tatsache, dass drei der vier Probandinnen aus dem näheren privaten Umfeld der Exploratorin stammen.

¹⁷ Mit Ausnahme des Zitats aus dem Titel der Arbeit, welcher der ursprünglichen dialektalen Lautung nachempfunden wurde.

Die Analyse erfolgte in der Form einer inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz und Rädiker (2022; 2020). Demnach wurde die Datensammlung zum Zwecke der Organisation und Vereinfachung in mehreren Schritten innerhalb von MAXQDA (Verbi Software 2021) codiert, daher in inhaltlich zusammenhängende Kategorien (Codes) zusammengefasst (Kuckartz/Rädiker 2020: XVIII). Dabei wurde zunächst eine erste Basiscodierung mit deduktiver Kategorienbildung anhand der Forschungsfragen bzw. dem Interviewleitfaden zu den Kategorien Varietätengebrauch (VG), Einstellungen zu Dialekt und Standard (E) und Verortung von Dialekträumen (VO) gebildet. Im Zuge einer anschließenden mehrstufigen Feincodierung wurden schrittweise induktive Kategorien anhand des Datenmaterials festgelegt, die aus den erhobenen Daten selbst ermittelt wurden (Kuckartz/Rädiker 2022: 132). Ein Beispiel dafür ist etwa die Kategorie „Varietätengebrauch“ (VG), welche sich weiter unterteilt in die Subcodes „Varietätenbezeichnung- und beschreibung“, „Varietäten im Kontext“ und „Sprachbiographische Varietätenerfahrungen“, wobei diese jeweils wiederum auch feiner differenzierte Subcodes aufweisen. Dadurch entstand schließlich ein hierarchisches Codesystem¹⁸, welches die leitenden Konzepte des Interviews und der Forschungsthemen dieser Arbeit widerspiegelt. Dazu wurde im Anschluss zu jedem Code eine Zusammenfassung, eine sogenannte „Summary“, erstellt, welches die wichtigsten Aussagen jeder Probandin zu dem jeweiligen Thema übersichtlich zusammenführt (Kuckartz/Rädiker 2020: 86). Schlussendlich konnte die Summe der Summaries mittels eines „Summary-Grids“ (Kuckartz/Rädiker 2020: 87) visualisiert werden, welches das Erkennen, Beschreiben und Analysieren inhaltlicher Zusammenhänge und Muster vereinfachte. Dieses Summary Grid stellte schließlich ebenfalls die Basis für die schriftliche Darstellung und Diskussion der Ergebnisse dar. Diese werden nun im folgenden Kapitel nach der Reihenfolge des Codesystems bzw. der Forschungsfragen präsentiert.

6. Ergebnisse

In diesem Kapitel wird zunächst ein fallorientierter Überblick über den persönlichen Hintergrund der einzelnen Probandinnen (Judith, Julia, Andrea und Anna) dargelegt, ihre Lebenssituationen erläutert und ihre jeweilige Ortsloyalität zu Eisenstadt beschrieben. Im Anschluss werden die Ergebnisse der individuellen Interviews strukturiert nach den zu beantwortenden Forschungsfragen präsentiert. In der Diskussion werden sie dann auch gemeinsam verglichen, kontrastiert und analysiert.

¹⁸ Eine vollständige Darstellung des Codesystems befindet sich im Anhang.

6.1 Fallprofile

Judith

Die jüngste Probandin Judith ist 36 Jahre alt und in Eisenstadt, im Stadtteil St. Georgen, geboren und aufgewachsen. Dort wohnt sie momentan auch gemeinsam mit ihrem Ehemann und ihrer vierjährigen Tochter. Sie hat einen Masterabschluss in Sport-Physiotherapie und arbeitet im Ort in ihrer eigenen Praxis. Um in die Arbeit zu gelangen, muss sie also nicht pendeln, durch Hausbesuche und europaweite Fortbildungskongresse ist sie aber oft unterwegs, und privat verweist sie auch gerne des Öfteren. Seit über 20 Jahren ist sie Mitglied der Musikbauernkapelle St. Georgen und nimmt im Zuge dessen regelmäßig an traditionellen Kulturveranstaltungen der Umgebung teil. In und um Eisenstadt befindet sich auch der Großteil ihrer Familie sowie ihres Freundes- und Bekanntenkreises, mit welchen sie regen Kontakt pflegt. Sie lebt sehr gerne in Eisenstadt, denn sie ist der Meinung: „Ich finde es ist geographisch eine optimale Lage, was die Mischung zwischen Stadt und doch Land ausmacht, im Speziellen in St. Georgen.“ St. Georgen hätte zwar eine Dorfatmosphäre, durch die man sich untereinander gut kennt und vertraut, befinde sich aber auch in unmittelbarer Nähe zu Wien, wo man alles habe, was man brauche. Sie würde sich insbesondere eher als St. Georgenerin identifizieren und weniger als Eisenstädterin, denn der Dorfcharakter ihres Stadtteils würde ein Gemeinschaftsgefühl evozieren, das im Stadtzentrum fehle.

Julia

Die gebürtige Eisenstädterin Julia ist 39 Jahre alt. Bis zu ihrem 4. Lebensjahr lebte sie in der Nachbarortschaft Schützen am Gebirge und seither wohnt sie in Eisenstadt im Stadtteil Kleinhöflein. Mittlerweile lebt sie dort gemeinsam mit ihrem Partner aus dem südlichen Burgenland und ihrem zweijährigen Sohn. Sie absolvierte eine Ausbildung zur Elementarpädagogin und einen Diplomabschluss für Psychologie und weist vielfältige Arbeitserfahrungen als Elementarpädagogin, Beamtin und Hochschulreferentin auf. Seit vielen Jahren engagiert sie sich rege in Vereinen und Organisationen innerhalb von Kleinhöflein. Auch ihre Freizeitaktivitäten und engsten Kontakte wie Familie, Freunde und Bekannte sind sehr nah an den Ort verknüpft und sie meint „Ich bin da, glaub ich, sehr verwurzelt“. Weite Reisen unternimmt sie eher ungern. Julia lebt sehr gerne in Eisenstadt und würde nicht umziehen wollen, vor allem identifiziere sie sich aber als Kleinhöfleinerin:

Ich finde immer das klassische Kleinhöfleinbild...wir sind Kleinhöflein. Wir sind nicht wirklich Eisenstadt. Also ich würde jetzt nicht so hier so wohnen wollen in der Stadt [Eisenstadt

Stadtzentrum], ich lebe halt in Kleinhöflein. Aber ich halte mich gerne in der Stadt auf, weil die für mich auch noch diese dörfliche Struktur hat.

Andrea

Die Probandin Andrea ist 80 Jahre alt und in Wimpassing an der Leitha geboren. Seit Beginn der Volksschule ist sie jedoch in Eisenstadt Oberberg wohnhaft und identifiziert sich auch selbst als „Oberberglerin“. Ihre Eltern stammen beide aus Wimpassing an der Leitha. Ihre Mutter war Hausfrau und ihr Vater Angestellter in Eisenstadt. Sie ist Mutter zweier Kinder. Ihre Schullaufbahn beinhaltet nach der Volksschule die Hauptschule bzw. die hauswirtschaftliche Schule in Eisenstadt. Beruflich war sie im Gastgewerbe, im Verkauf und schließlich als Bürokräft in einem Amt tätig. Sie ist in ihrem Leben häufig international mit ihrem mittlerweile verstorbenen Mann verreist, fühlt sich jedoch in Eisenstadt durch ihre Familie im Stadtteil St. Georgen sehr verankert. Sie lebt nach eigenen Angaben sehr gerne in Eisenstadt und „möchte nicht weggehen von hier“. Eisenstadt sei ihre Heimatstadt.

Anna

Die Probandin Anna ist 91 Jahre alt. Sie ist geboren und aufgewachsen im Stadtteil Kleinhöflein in Eisenstadt und hat dort auch ihr ganzes Leben verbracht, mit Ausnahme von einigen wenigen Ausflügen innerhalb der nahen Umgebung. Auch ihre Freunde und Verwandte, die sie regelmäßig trifft, sind bzw. waren in und um Eisenstadt ansässig. Ihre knapp achtjährige Volksschulzeit wurde durch den Krieg unterbrochen und teilweise nur provisorisch weitergeführt. Beruflich war sie, wie auch ihre ganze Familie, im landwirtschaftlichen Familienbetrieb für Wein- und Ackerbau tätig. Anna identifiziert sich mehr mit Kleinhöflein als mit Eisenstadt und lebt nach eigenen Angaben sehr gerne dort, „weil es noch ein kleinerer Ort ist, wo man noch jeden Menschen kennt“.

6.2 Varietätengebrauch

6.2.1 Varietätenbezeichnung und -beschreibung

Judith

Den Dialekt bezeichnet Judith als „Mundart“ oder „Gshead“. Mundart sprechen bedeutet für sie vor allem bestimmte Ausdrücke benutzen, wie etwa „Paradeis“ statt „Tomaten“ oder „Murken“ statt „Karotten“. Als Dialektsprecherin könne sie die Sprechweise der ältesten Einwohner*innen in Eisenstadt vollständig verstehen. Sie denkt aber, dass es sehr wohl einen Unterschied zwischen ihrem Dialekt und dem der älteren Generation gebe, und dass ihr Dialekt „schon dem Einfluss der geschriebenen deutschen Sprache unterliegt“. Das zeigt sich etwa bei bestimmten Wörtern, die sie zwar versteht, aber selbst aktiv selten nutzt.

Das Standarddeutsche kennt sie unter den Begriffen „Hochdeutsch“, „Schuldeutsch“ oder „Schrift-Hochdeutsch“ bzw. erwähnt sie auch die Ausdrücke „nach der Schrift sprechen“ und „schöner sprechen“. Sie schätzt, dass sie ganz gut Standard sprechen kann, aber nicht so exakt wie etwa ein trainierter Nachrichtensprecher. Dazu müsste sie sich schon sehr stark konzentrieren und das wäre auch sehr anstrengend für sie, vor allem bei „kleinen Wörter wie „das“ statt „deis“ oder „sagen“ statt „sog'n“ würde sie dann oft in den Dialekt ‚verfallen‘. Außerdem würde sie sich nicht authentisch dabei fühlen. Ihre Definition von Hochdeutsch ist „eine schöne Sprache“, wie beispielsweise „[...] ich würde dann nicht sagen dem Kind ‚Ziag da bitte die Schuach ou‘, sondern ‚[Name des Kindes], kannst du dir bitte die Schuhe anziehen“. Als Mutter versuche sie, ähnlich wie andere ortsansässige Eltern ihrer Generation, ihrer Tochter bewusst „Schrift-Hochdeutsch“ anstelle von Mundart beizubringen, um sie vor Problemen beim Erlernen der Schrift in der Schule zu bewahren. Sie bemüht sich also, eine Mischung aus Hochdeutsch und „was hald für uns normal ist, Mundart“ zu sprechen. Diese „Mischform“ habe sie auch schon selbst in ihrer Kindheit von ihren Eltern vermittelt bekommen, und jetzt gebe sie diese auch so an ihr Kind weiter.

In ihrem Alltag verwende Judith hauptsächlich diesen „Misch“ aus Standard und Dialekt, ein „Mittelding“, „Mischmasch“ bzw. ein „Mittelmäß“ wie sie ihn nennt. Dieses Konzept der Umgangssprache als Form innerhalb des Dialekt-Standard-Spektrums umschreibt sie wie folgt: „Das ist sicher so ein Mittelding aus Standarddeutsch oder schriftliche Sprache oder Hochdeutsch und dem Dialekt, den ich wirklich privat rede. Ich denke, Dialekt ist noch ein Stück weit derber und verwendet für (...) sehr viele Wörter zusätzlich spezielle Ausdrücke“.

Julia

Julia würde die regionale ortstypische Sprechweise der ältesten Einwohner als „Mundart“, „Kleinhöfleinerisch“ bzw. „Kleinhöfleinerische Mundart“ bezeichnen. Konkret bedeutet das für sie die Verwendung einer spezifischen Aussprache sowie Abkürzungen wie bei „Wie red'n mei Papa?“, „die Glouck'n leit'n“, langgezogene Vokale wie bei „Moocht niix“ oder Vokalveränderungen wie das „a“ zum „o“ bei „Geh her do!“ und auch spezielle Vokabeln wie „Sturz“ statt „Deckel“ oder „Fetzen“ statt „Tuch“. Prinzipiell sei es aber keine „extreme Mundart“, wie etwa das „dieses Hianzerische Singen“ im Südburgenland oder der Seewinkler Dialekt. Sie kann die Kleinhöfleiner Mundart vollständig verstehen und auch sprechen, wenn sie möchte, tue dies jedoch nur in Ausnahmefällen mit ihren Verwandten, denn „es gehört nicht mehr so richtig zu mir dazu“.

Sie meint, sie und auch die meisten Eisenstädter*innen würden nicht mehr diese Mundart, sondern eher einen „Mischmasch“ aus Mundart und Standard sprechen. Diese Form bezeichnet

sie auch als „gehobenere Umgangssprache“, die sich durch eine „richtige“ Verwendung der Wörter auszeichne, die Sätze würden aber dennoch „nicht so akkurat überdrüber gestelzt“ klingen. Sie spricht selbst auch eher gehobenere Umgangssprache und keine Kleinhöfleinerische Mundart, vor allem aufgrund ihres Berufes als Elementarpädagogin und wegen ihrer sprachlichen Vorbildfunktion als Mutter. Hier ist es ihr wichtig, Wörter „korrekt“ zu verwenden, damit die Kinder schon von klein auf die Schriftsprache vermittelt bekommen. Sie sage beispielsweise bewusst „hat“ statt „hot“ und „die Kirche“ statt „die Kirch’n“. Dies würde ihrer Meinung nach den Kindern den Schreiblernprozess erheblich erleichtern und sie vor zukünftigen Rechtschreibproblemen bewahren.

Die formalste Sprachform, die Julia kennt, ist das „Schreibmaschinensprechen“, eine Art „extreme[s], wirkliche[s] Hochdeutsch“. Das bedeutet für sie eine „zackige Ausdrucksweise“, „wo kein einziges abgewandeltes oder abgeschwächtes Mundartwort oder eine so eine andere Satzkonstellation hineinkommt, die wirklich punktgenau den Satzbau einhalten.“ Diese Personen würden sprechen, als würden sie direkt aus einem Fachbuch vorlesen, mit oft lang verschachtelten Sätzen und ungewohnten Ausdrücken wie „Das ist fein!“. Für sie klinge das steif und unnatürlich. Sie kennt auch nur wenige, die diese Extremform des Standarddeutschen sprechen würden, und diese stammen ausschließlich entweder aus Niederösterreich oder aus Deutschland. Sie selbst könne auch beinahe so sprechen, wenn sie sich stark konzentriere, aber das passe nicht wirklich zu ihr.

Andrea

Die Probandin Andrea bezeichnet die dialektale Sprechweise der ältesten Eisenstädter*innen als „de[n] normale[n] burgenländische[n], de[n] normale[n] Eisenstädter Dialekt“. Sie selbst ordnet sich in diese Kategorie der ältesten Bewohner*innen ein, denn sie meint, dass selbst noch ältere Personen aus Eisenstadt genauso sprechen würden wie sie. Sie definiert den Eisenstädter Dialekt in Abgrenzung zu Nachbarortschaften wie Mörbisch und der Region des südlichen Burgenlandes, welche eine komplett andere Redensart hätten.

Sie bezeichnet sich als sprachlich sehr flexibel, denn sie kann sowohl ihren Eisenstädter Dialekt vollständig sprechen und verstehen sowie auch mühelos „nach der Schrift sprechen“, ihre Bezeichnung für die Standardsprache. Das reinste bzw. formalste Deutsch ist für sie das „Schönbrunner Deutsch“ bzw. das Deutsch von „gewissen Wiener[n], [die] so extrem reden“. Das Standarddeutsch, das sie hauptsächlich kennt, nennt sie „die normale schöne Sprache“, die „normale Schulsprache“ bzw. „nach-der-Schrift-Sprache“. Standarddeutsch sprechen heißt für sie „die Wörter schön aussprechen“, im Gegensatz zu der eher „schlampigen“ Aussprache des Dialekts.

Anna

Anna ist selbst von klein auf mit dem Dialekt in ihrer Familie und ihrem Freundes- und Bekanntenkreis aufgewachsen. Ihre Bezeichnung für den Dialekt ist die „Mundart“ oder auch „Gshead“. Den Großteil ihres Alltags spricht sie Mundart. Sie fühlt sich als Dialektsprecherin „Gut! Ja, für mich ist das was Positives. Ich will's, die Mundart.“, denn sie klinge „schön“.

Sie unterscheidet die Mundart deutlich vom „besser“ bzw. nach der Schrift“ reden, wie sie das Konzept der österreichischen Standardsprache benennt. Diese Sprachform wird ihrer Ansicht an von „besseren“ Leuten gesprochen. Diese sind in ihrem Verständnis eine Kategorie von Personen, mit denen sie Aspekte wie eine höhere Bildung, soziale Hierarchie und gewisse Berufe wie Ärzte und Lehrkräfte assoziiert.

6.2.2 Varietäten im Kontext

Judith

Die Probandin Judith erzählt sehr reflektiert von ihren Erfahrungen mit der Verwendung unterschiedlicher Varietäten in unterschiedlichen Kontexten im Laufe ihres Lebens. Aufgewachsen wäre sie grundsätzlich mit einer kontextabhängigen Mischung aus Dialekt und Standard und das praktiziere sie heute noch.

So erinnert sie sich bereits an erste Aufforderungen ihrer Eltern in der Volksschule „schöner zu sprechen“. Bei der Beichte zur Erstkommunion mit dem Pfarrer wurde ihr außerdem im Vorhinein gesagt: „Aber beim Herrn Pfarrer tu gescheit reden!“. Dadurch habe sie gemerkt, dass das Standarddeutsche eine Form ist, die man mit Respektpersonen sprechen sollte. Beim Eintritt in die höhere Schule, als sie auch mit Schüler*innen mit anderen Dialekten aus dem Umkreis konfrontiert war, wurde sie auch schon explizit darauf aufmerksam gemacht, weniger Dialekt zu sprechen. Die größte Veränderung in ihrem Varietätengebrauch erlebte sie aber bei ihrem Studium in Wien, als sie Mitstudierende aus ganz Österreich hatte und sie sich aus Rücksicht auf eine gegenseitige Verständlichkeit um eine standardnahe Ausdrucksweise bemühte.

Auch der Beruf hatte eine prägende Wirkung auf ihren Varietätengebrauch. In ihrem Berufsalltag begegnet sie in kurzen Zeiträumen unterschiedlichen Patient*innen, denen sie sich auch bewusst sprachlich möglichst anpassen möchte, denn sie meint: „[...] ich glaube, die Sympathie und das Wohlbefinden meiner Patienten beginnt natürlich mit der Sprache, wie ich denen gegenübertrete.“ Mittlerweile sei dieser sprachliche Anpassungsprozess an ihre Patient*innen für sie eine natürliche Routine, aber anfangs musste sie sich dafür aktiv

anstrengen. Judith erzählt auch von zwei Beispielssituationen, in denen sie ihren Varietätengebrauch bewusst adaptieren würde:

Und wenn jemand da kommt, das ist eine vornehme Dame und die spricht Schuldeutsch, dann kann ich dann schwer hergehen und... dann wird sich die jetzt nicht wohlfühlen, wenn ich komplett Mundart mit ihr rede. Da versuche ich natürlich, mich dessen komplett anzupassen. Und umgekehrt, wenn diese Dame aus dem Dorf ist oder jemand, ein Bursch mit 14, 15, 16 Jahren, ein Fußballer, Sportler, dann muss ich auch da - und diese Verständigung beginnt mit der Art der Sprache definitiv, das ist sehr wichtig - versuchen, das Level zu finden, wo wir uns da gut begegnen können, auch jetzt eben was Dialekt und Sprache an sich betrifft. Also das ändert sich sehr wohl, ja.

Auch bei beruflichen Vorträgen nutzt sie ihre Sprache mittlerweile ganz bewusst. Sie achtet dabei darauf, vorwiegend Umgangssprache und keinen reinen Standard zu verwenden, denn dadurch fühle sie sich authentischer, entspannter und lockerer. Das führte bisher auch öfters dazu, dass sie nach ihren Vorträgen positives Feedback zu ihrer Verständlichkeit, Selbstsicherheit und Authentizität bekommen habe und sie führe das auf ihren Sprachgebrauch zurück. Würde sie sich bemühen, nur Standardsprache zu sprechen, müsste sie sich sehr darauf konzentrieren und sie würde dadurch nervöser und weniger authentisch wirken. Judith sieht prinzipiell nichts Schlimmes dabei, im beruflichen Rahmen Dialekt zu verwenden, und scheut auch nicht davor zurück, mit Arbeitskolleg*innen und Vorgesetzten im Dialekt zu sprechen. Das Klischee der hierarchischen Standardverwendung widerspreche ihr nämlich.

Da ist es auch beides, kommt immer darauf an, woher das Gegenüber her ist oder wie das Gegenüber spricht. [...] Also das hat nichts mit Hierarchie zu tun, ob ich mit jemanden Mundart rede oder "schönes Deutsch", sondern eher... auf den Hintergrund der Person und wie kann man sich verständigen. Also das hat für mich nicht irgendetwas Dienstliches, oder dass man mit Vorgesetzten schöner sprechen sollte als wie mit Untergebenen.

Im privaten Umfeld, mit ihrer Familie, ihrem Freundes- und Bekanntenkreis und den Nachbarn spricht sie ebenfalls vorwiegend Mundart, das sei für sie „ungezwungen“, „authentisch“ und da müsse sie auch „keine Überlegungen anstellen“. Teilweise benutzt sie aber bewusst den Standard, wenn sie mit ihrem Kind spricht. Dies ist insbesondere in Situationen der Fall, in denen es „amtlich wird“, beispielsweise bei Zurechtweisungen, beim Schimpfen oder bei eindringlichen Aufforderungen, also wenn sie strenger bzw. ernster erscheinen möchte.

Bei fremden Personen, Touristen oder Angestellten im Supermarkt, der Bank, dem Amt bzw. beim Arzt entscheide sie ebenfalls situationsbedingt, ob sie den Dialekt oder die Standardsprache wähle. Ausschlaggebend ist hierbei vor allem, ob sie bemerkt, dass ihr Gegenüber dialektkompetent ist oder nicht und ob sie verstanden wird. Grundsätzlich scheint ihre Devise beim Varietätengebrauch zu sein „erst einmal zu schauen, wo bewegt sich der- oder diejenige und dann einfach [...] akklimatisieren.“

Bei einem Gespräch mit einer Lehrkraft würde sie sich aus Respektsgründen ebenfalls bemühen, standardnah zu reden, da es „ja quasi ein dienstliches Gespräch ist“ und von ihr erwartet werden würde. Allerdings räumt sie ein,

Ich denke da würde es hald so bleiben in der Schiene, mit meinen größten Bemühungen, die ich hald so anstellen kann, aber ich würde jetzt meinen Dialekthintergrund, den kann ich sicher nicht leugnen, würde ich nicht schaffen. Wäre aber auch nicht mein Ziel, muss ich auch sagen. Ich denke, auch so wie ich jetzt rede, es ist weder herablassend, respektlos noch sonst irgendwas, und ich denke auch nicht was ich wie unverständlich. Insofern versuche ich mich natürlich Situationen anzupassen, aber ich kenne die Grenze meines Möglichen und wenn mehr Anstrengung beim Gespräch ist auf das WIE ich das sage, als dass ich mich auf den Inhalt konzentrieren kann, dann denke ich, ist das Gespräch relativ sinnlos. Also ist es gescheiter, ich konzentriere mich auf das, WAS ich sage als auf das, WIE ich es sage.

Ähnlich wie bei ihren Dienstvorträgen stellt sie also die Relevanz des Inhalts vor die erwarteten Varietätenwahl und wählt in Zweifelsfällen lieber jene Form, in der sie sich wohler fühlt – den Dialekt.

Julia

Julia sei mit unterschiedlichen sprachlichen Einflüssen aufgewachsen. Während sie von dem Großteil ihrer Verwandtschaft „richtige“ Mundart vermittelt bekommen habe, war der Dialekteinfluss ihrer Mutter weniger prägnant. Wie sie zu sprechen hatte, wurde nie explizit thematisiert. Auch im Kindergarten und der Volksschule wurde sie mit Mundart erzogen. Erst beim Eintritt in die höhere Schule wurde eine standardnähere Ausdrucksweise erwartet. Die größte sprachliche Umstellung geschah allerdings während ihrer Internatszeit im Südburgenland, bei der sie für eine Zeit lang die Dialektmerkmale ihrer Kolleg*innen aus ganz Österreich übernommen habe. Seit Beginn ihrer Arbeitstätigkeit und auch im Laufe ihres Studiums habe sie aber die gehobene Umgangssprache komplett in ihr Alltagsleben integriert. In ihrer momentanen Lehrtätigkeit an der Hochschule achtet sie sogar noch mehr darauf, eine möglichst standardnahe Sprechweise zu pflegen.

Heutzutage spreche sie in ihrem Alltag überwiegend gehobene Umgangssprache. Ihr Vater schätzt sie eher als „Schreibmaschinensprecherin“ ein, sie selbst nehme ihren Sprachgebrauch aber als nicht so „unnatürlich“ und „extrem“ wahr. Wenn es die Situation verlange, passe sie ihren Sprachgebrauch auch an den jeweiligen Kontext an. Sie „verfalle“ etwa leicht in die Mundart, wenn es andere auch sprechen, komme sich dabei aber manchmal „unglaublich komisch“ vor, wenn sie mitten im Gespräch die Varietät wechselt. Wenn sie die Nerven verliert und höchstemotional ist, passiere ihr das aber öfters. Von sich aus würde sie außerdem kein Gespräch in Mundart eröffnen, das würde auch „einen bewussten Denkprozess erfordern“. Wenn, dann spreche sie Mundart nur mit ihren Eltern, ihrem Bruder und anderen nahen Verwandten bzw. teilweise auch mit ihrem Partner und Bekannten aus dem Ort. Bei

Familienzusammenkünften wäre der Dialekt grundsätzlich eher passend, da klinge der Standard eher unangebracht und komisch.

Die standardnähere Varietät verwendet sie im Gegensatz dazu mit ihrem Partner, ihrem Sohn, im beruflichen Umfeld, mit Touristen und fremden Personen und mit Personal im Supermarkt, in Ämtern, im Krankenhaus oder in der Bank – selbst, wenn sie die Personen persönlich kenne. Bei Touristen bemühe sie sich außerdem besonders, fast reines Hochdeutsch zu sprechen, damit sie verstanden wird. Wenn sie etwas erklärt, beschreibt, erzählt oder sich rechtfertige, dann rutsche sie auch schnell in die gehobene Umgangssprache, selbst wenn sie gerade mit ihrer Familie im Dialekt spricht.

Sie könne zwar das Konzept der Mundart als zu erhaltendes Kulturgut durchaus nachvollziehen, selbst aber meint sie eher: „Ich sehe [...] den Mehrwert der Mundart nicht.“ Die gehobene Umgangssprache sei generell einfach mehr gefragt und außerdem wäre es „die produktivste Art [sich] zu verständigen, weil die wenigsten Kommunikationsschwierigkeiten dadurch entstehen können.“ Bei professionellen Kontexten würde diese Sprachform etwa auch dabei helfen, Distanz, Hierarchie und Respekt gegenüber den Gesprächspartner*innen zu generieren, „weil man sich dadurch auch ein anderes Standing meiner Meinung nach verschafft, als wie wenn du Mundart sprichst“ und „Manche haben echt das Gefühl, wenn du gehobene Umgangssprache oder Schriftsprache sprichst, dass du mehr gesellschaftlich höher angesiedelt bist.“ Die Mundart würde einen zu freundschaftlichen Eindruck vermitteln, der in diesen Situationen unangebracht wäre und könne zu Verständnisproblemen führen. In Kontexten, bei denen die Repräsentation von fachlicher Kompetenz eine entscheidende Rolle spielte, wie bei Gesprächen mit Professor*innen und Studienkolleg*innen im Studium oder Klientengesprächen als Beamtin, würde sie deshalb immer die gehobene Umgangssprache wählen.

Die gehobene Umgangssprache ist für Julia überdies essenziell, um ein gutes sprachliches Vorbild für Kinder zu sein. Als Elementarpädagogin verurteile sie andere dialektsprechende Kolleg*innen, die mit ihrer auffälligen „bellenden“ Mundart die Sprachentwicklung der Kinder negativ beeinflussen und bei DaZ-Kindern etwa auch Verständnisprobleme verursachen würden. Sie befürchte, dass das Erlernen der dialektalen Aussprache wie „mocht“ statt „macht“ oder „Floschn“ statt „Flasche“ die Kinder dazu verleite, die Wörter dementsprechend falsch zu verschriftlichen und daher stelle dies nur ein Hindernis für deren spätere Bildungskarrieren dar. Sie spreche daher auch mit ihrem eigenen Sohn bewusst keinen Dialekt und merkt an, dass befreundete Eltern dasselbe tun. Vor allem bevor die Kinder die erste Hälfte der Volksschulzeit absolviert hätten, wäre das besonders wichtig, „dass wir alle switchen, solange sie klein sind“,

auch wenn sie sich vielleicht untereinander gerade im Dialekt unterhalten. Die Tradition und das Kulturgut der Mundart gehen aber ihrer Meinung nach auch nicht verloren, solange die Kinder die Mundart bei nahestehenden Verwandten wie etwa den Großeltern trotzdem noch hören und aufgreifen können.

In manchen Kontexten hätten ihrer Meinung nach beide Varietäten – der Dialekt und die standardnahe Umgangssprache - ihre Vorteile. So erzählt sie etwa davon, dass eine Beraterin in einem Gespräch teilweise Standard gesprochen hat, um ihre Professionalität zu zeigen und dann aber in einzelnen Gesprächsteilen, in denen sie über persönliche Erfahrungen gesprochen hat, den Dialekt verwendet hat, um Vertrautheit und Nähe zu suggerieren. Julia denkt, dass auch viele andere Personen den Varietätenwechsel auf diese Weise bewusst einsetzen und auch sie macht das teilweise so - Persönliches wird in Mundart vermittelt und Sachliches in gehobener Umgangssprache.

Ich denke mir, das machen unglaublich viele irgendwie. Du lässt das dann irgendwie immer einstreuen, und entweder merkst du das dann oder (...) kannst manche Dinge damit einfach besser ausdrücken. Ich merke das dann immer, wenn man jemanden eher persönlich ansprechen will, dass man dann vielleicht doch in dieses Mundart hineinverfällt und dann, wenn es so wieder Sachlicher wird dann...und ich bin dann teilweise auch so. Wenn es dann wieder auf der Sachebene ist, wo ich mich dann sehe, wo ich wieder auf diese gehobene Umgangssprache zurückfalle wieder.

Andrea

Andrea ist von klein auf in ihrem Elternhaus mit Dialekt aufgewachsen. Zu Hause wurde der Sprachgebrauch nie explizit thematisiert, der Dialekt war einfach angenommen. Nur in der Schule während des Unterrichts musste sie nach der Schrift reden. Das war für sie ein „ganz normaler“ Teil des Curriculums, wie auch Englisch oder Mathematik. Explizit thematisiert wurde der Sprachgebrauch aber nicht. Und während den Pausen hat sie mit ihren Mitschüler*innen „eh wieder Gscheid geredet“. Auch im Berufsleben habe sie hauptsächlich im Dialekt gesprochen, außer bei vereinzelt Gesprächen mit ihrem Vorgesetzten, denn „mit dem hast du dann halt nach der Schrift geredet, so mit dem Höchsten dort.“

Man merkt bei diesen Aussagen, dass sie das Standarddeutsche mit Schriftlichkeit und den Dialekt mit Mündlichkeit verbindet. Außerdem werden durch Adjektive wie „schön“ und „schlampig“ bereits gewisse Einstellungen zu den jeweiligen Varietäten deutlich. Ihre dichotome Sichtweise auf die Varietäten Dialekt und Standard weist auf kein Verständnis eines Spektrums hin, eine Art Mischform wie die Umgangssprache wird von ihr nicht genannt.

Des Weiteren erzählt sie, dass sie ihren Varietätengebrauch an die jeweilige Situation bzw. Person anpasse, je nachdem, wie sie die Situation einschätzt. Der Wechsel fällt ihr dabei nicht

schwer. Im Regelfall spreche sie Dialekt, aber es falle ihr auch leicht, „nach der Schrift“ zu reden, sie fragt sich aber wozu, denn „Wir reden so, wie wir reden.“

Ausnahmen macht sie aber, wenn es um die Verständlichkeit geht. Als Beispiel nennt sie etwa, wenn sie mit Gesprächspartner*innen spricht, welche Deutsch als Zweitsprache erworben haben und den Dialekt kaum verstehen, so wie etwa ihre Schwiegertochter. Diese können dem Dialekt nicht gut folgen und darauf nimmt Andrea besonders Rücksicht. Bei der Sprache müsse man differenzieren: „Naja das sagt einem dann schon ein bisschen der Anstand glaub ich, dass man nicht, man kann auch nicht alle Leute gleich behandeln und das ist bei der Sprache genauso, nicht?“,

Auf die Frage, wie sie denn üblicherweise beurteilt, welche Sprachform sie wählt, antwortet sie: „Nach Gefühl muss man das machen, nach Gefühl. Mit einer fremden Person würde ich einmal nach der Schrift anfangen“, denn sie müsse erst beurteilen, ob die Person überhaupt dialektkompetent ist und „[...] Das tut sich nach dem Gespräch nach einpendeln. Weil wenn ich merk, der redet nicht nach der Schrift, red ich auch nicht.“ Sie vertraut also vor allem auf ihre Intuition, um zu beurteilen, welche Varietät für den jeweiligen Kontext passend scheint. Wenn sie merkt, dass sie mit einem dialektkompetenten Gegenüber spricht, kann sie auch guten Gewissens im Dialekt antworten.

Im privaten Umfeld verwende sie den Dialekt bei Familienmitgliedern, Nachbarn, Freunden, Bekannten und (ehemaligen) Arbeitskolleg*innen. Auf die Frage, wie sie mit ihren Verwandten im Stadtteil St. Georgen spreche, meint sie: „Na ganz normal, die reden ja noch, die St. Georgener reden ja noch Gscheader als wie wir Eisenstädter (lacht)“. Hier zieht sie also auch eine deutliche Sprachgrenze zwischen dem Eisenstädter Stadtzentrum und St. Georgen. Mit Leuten aus der Umgebung, die hier aufgewachsen sind, spricht sie etwa Mundart, auch wenn sie mit ihr Standarddeutsch sprechen. Sie geht davon aus, dass sie sie verstehen, weil auch sie vermutlich mit älteren Verwandten aufgewachsen sind, die Mundart sprechen, auch wenn sie selbst aufgrund ihrer schulischen Ausbildung zum Beispiel eher „schöner reden“.

Andererseits spricht Andrea eher Standarddeutsch mit in ihrer Auffassung hierarchisch „höhergestellten“ bzw. „gehobenen“ Personen wie Politikern, Vorgesetzten, Bankangestellten, Personal im Amt, Lehrkräften oder religiösen Amtspersonen. Falls sie diese Personen jedoch persönlich gut kennt, wie es etwa beim Altbischof der Fall war oder bei ihrer Ärztin, die sie jede Woche sieht, dann rede sie auch Dialekt mit ihnen.

Andrea spricht hauptsächlich in ihrem Alltag Dialekt, scheint aber sehr flexibel in ihrem Sprachgebrauch zu sein und der Wechsel von Dialekt zu Standard bereitet ihr keine Schwierigkeiten. Welche Varietät sie wählt, macht sie von Kontextfaktoren abhängig, wobei

die gegenseitige Verständlichkeit für sie oberste Priorität hat. Im familiären Umfeld wähle sie vor allem den Dialekt, gegenüber „höhergestellten“ Personen halte sie jedoch den Standard für angemessener. Sich mit ihrem Sprachgebrauch an die Gesprächssituation anzupassen und ihr sprachlich entgegenzukommen, ist für sie Teil des „Anstands“.

Anna

Anna meint, sie würde ihren Varietätengebrauch situationsadäquat wählen, je nachdem mit wem sie spricht. Sie unterscheidet dabei grundsätzlich, ob sie mit „gewöhnlichen“ Bauernleuten bzw. bekannten Menschen aus Kleinhöflein und Umgebung oder mit „besseren“ Bürgern spricht. Außerdem würde sie mit Fremden und Touristen eher standardnah sprechen, um sicherzustellen, dass sie auch verstanden wird. Mit ihrem privaten Freundes-, Bekannten- und Verwandtenkreis sowie mit Angestellten in Ämtern und Geschäften wie Supermärkten, der Gemeinde oder der Bank, die sie persönlich kennt und die ebenfalls aus ihrem Ort stammen, spricht sie Dialekt. Auch mit dialektkompetenten Ärzt*innen, die aus ihrem Ort stammen, spricht sie im Dialekt. Wird sie in einer privaten Situation, wie etwa bei einer Familienfeier im Standard angesprochen, würde sie sich auch hier anpassen, wenn auch ungern, denn „Naja gefallen tuts mir nicht. Ich will die Ausdrücke nicht so haben.“

Es ist für Anna manchmal schwer in den Standard zu wechseln, denn „Mit der Mundart tu ich mich leichter. Wir sind hald so aufgewachsen.“ Außerdem meint sie „alle Ausdrücke kennen wir ja nicht“, denn diese hätte sie in ihrer verkürzten Schulzeit nicht gelernt. Sie räumt auch ein: „Na da hab ich schon, weißt, die Komplexe, dass ich eine Gscheade bin“ und spricht davon, Hemmungen zu haben, wenn es darum geht, standardnah zu sprechen. Selbst könne sie sich auch nicht so korrekt ausdrücken wie ein Nachrichtensprecher oder andere „Gelernte“, denn dazu würde ihr das Fachvokabular fehlen. An dieser Stelle wird deutlich, dass sie das Konzept der Standardsprache offensichtlich mit einem höheren Grad an Bildung verbindet, den sie bedauert, nicht zu besitzen, weil sie durch den Krieg und die Notwendigkeit im Familienbetrieb beizutragen, nicht länger in die Schule gehen konnte. Sie erzählt von einer notdürftigen Klassenführung gegen Ende ihrer Schulzeit, bei der ihre Lehrerin, selbst Bäuerin mit nur achtjähriger Schulbildung, versucht hat, standardnäher zu sprechen, doch meist selbst in den Dialekt verfallen ist. Das missfällt ihr, denn ihr Wunsch, zu lernen, wie man „besser“ spricht und somit eventuell selbst eine der „besseren“ Leute zu werden, konnte durch ihre Schulbildung nicht erfüllt werden. Im Ausnahmefall, etwa wenn zum familiären Weinbetrieb manchmal Kundschaft aus Wien angereist ist, hätte sie sich aber zumindest immer bemüht, „besser“ zu sprechen. Auf die Frage, wie sie denn „bessere“ Leute beschreiben würde, antwortet sie:

Naja, heast, normal kommen sie mir vor. Sie sind als Bessere und ich bin hald so. Wie zum Beispiel die [Name], die war Lehrerin und er war, weißt eh, Diplomingenieur, das war damals hald was. Aber da war, die hat geredet mit uns, die war von Güssing, weißt, die hat geredet mit uns, wie ich mit dir rede. Und ihre Kinder auch danach, siehst eh, der Herr Doktor (...) der war auch mit uns wie du.

Demnach können auch „bessere“ Leute durchaus Dialekt sprechen. Dies zeigt ihre unterschiedliche Auffassung der Konzepte „besser“ (d. h. Standardsprache) sprechen und „besser“ (d. h. gebildet) sein.

Grundsätzlich sieht Anna den Wechsel zwischen Dialekt und Standard also als schwierig, aber notwendig an, er wäre ein Teil der sozialen Kommunikationspraxis. Sie spricht in ihrem Alltag überwiegend Dialekt und bemüht sich um eine standardnahe Sprechweise nur in wenigen Ausnahmefällen. Dabei denkt sie auch sehr polar, eine Umgangssprache, daher eine Sprachvarietät zwischen Dialekt und Standard, verwendet sie nicht und das Konzept kommt ihr auch gar nicht in den Sinn.

6.3 Spracheinstellungen und -perzeptionen

6.3.1 Einstellungen zum Dialekt

Judith

Die jüngste Befragte verbindet mit dem Dialekt Merkmale wie Authentizität, Ungezwungenheit, Sympathie und einen harmonischen Sprachfluss. In ihren Gedanken muss man sich, wenn man Dialekt spricht, nicht „verstellen“ und wirkt dadurch nicht so „unrund“ wie manche, die sich kontextbedingt bemühen, Standard zu sprechen. Andere Dialektsprechende wirken auf sie sympathisch, höflich, intelligent, freundlich, selbstbewusst, kompetent, fleißig, bescheiden, aber auch eher derb als vornehm. Sie verbindet mit dem Dialekt Witze und lockere, aufgeschlossene Gespräche auf nicht ernster Basis. Ihr Eindruck ist also scheinbar überwiegend positiv.

Julia

Mit dem Dialekt assoziiere Julia im Allgemeinen einen Sinn von Verbundenheit, Zugehörigkeit, Vertrauenswürdigkeit, Sympathie, Brauchtum und Tradition sowie Sicherheit und Beständigkeit. Diese Assoziationen könne man ihrer Meinung nach in einem Gespräch etwa bewusst einsetzen, indem man in den Dialekt wechselt, um Vertrautheit oder Sympathie herzustellen. Andere Dialektsprechende wirken auf sie außerdem sympathisch, vertrauenswürdig, höflich, freundlich, selbstbewusst, eher fleißig, natürlich, humorvoll, locker, aufgeschlossen und bescheiden. Andererseits schätzt sie diese auch als eher ungebildet, weniger intelligent und weniger kompetent ein. Sie hadert an dieser Stelle mit ihrer Antwort, denn sie

möchte nicht als schlechte Person dastehen und gesteht „das ist echt klischeehaft und ich schäm mich dafür ein bisschen“.

Andrea

Andrea spricht grundsätzlich lieber Dialekt, weil das auch die Form ist, die sie im Normalfall im Alltag spricht, denn das wäre „die ganz normale Sprache da bei uns.“ Mit dieser sei sie aufgewachsen und das hätte sich durch ihr ganzes Leben gezogen. Sie fühle sich „ganz normal, normal“ als Dialektsprecherin, da ist „nichts Negatives“.

Im Allgemeinen wirken andere Dialektsprechende auf sie eher sympathisch, vertrauenswürdig, höflich, intelligent, freundlich, selbstbewusst, locker, eher aufgeschlossen und eher bescheiden. Sie betont, dass Dialektsprechende „genauso gebildet“ oder „vornehm“ sein können (wie Standardsprechende) und man könne auch „genauso faul oder fleißig sein als wie der mit der gscheiten Sprache“. Bei ihren Formulierungen zeigt sich aber eine gewisse stereotypen Erwartungshaltung, dass Dialekt weniger gebildet, vornehm oder faul scheinen sollte und dieser möchte sie bewusst widersprechen.

Anna

Anna fühlt sich grundsätzlich als Dialektsprecherin wohl, für sie ist dies etwas sehr Positives und das spiegelt sich auch in ihren Assoziationen wider. Sie nimmt andere Mundartsprecher*innen als sympathisch, natürlich, vertrauenswürdig, höflich, intelligent, freundlich, selbstbewusst, fleißig, lustig, emotional, locker, nicht ernst, nicht streng, aufgeschlossen, sanftmütig und als nicht arrogant wahr. Auch sie ist ihr Leben lang mit dem Dialekt aufgewachsen und könne sich es auch nicht anders vorstellen. Besonders gut gefalle ihr dabei der Klang.

6.3.2 Einstellungen zum Standard

Judith

Standardsprechende wirken auf Judith sympathisch, gebildet „sowieso“, vertrauenswürdig, höflich, intelligent, freundlich, selbstbewusst und kompetent. Sie scheinen allerdings auch weniger Sinn für Humor zu haben sowie steifer, ernster und vornehmer zu sein. Grundsätzlich können auch Standardsprechende für sie natürlich und authentisch wirken, solange sie merkt, dass es mit dem üblichen Sprachgebrauch der Person übereinstimmt und diese sich damit wohlfühlt. Wenn sie aber merkt, dass jemand gequält versucht, Hochdeutsch zu reden, dann wirkt das für sie eher unsicher und nicht stimmig.

Julia

Im Gegensatz zu der Gemütlichkeit, Sympathie und Verbundenheit des Dialekts suggeriere die Standardsprache für Julia eine „gewisse Professionalität, Kompetenz und Know-how“. Standardsprechende wirken auf sie außerdem höflicher, intelligenter, kompetenter, selbstbewusst und fleißig, aber auch gekünstelt, weniger humorvoll, ernster und strenger, vornehmer und eher arrogant. Auch nimmt sie Standardsprechende als nicht sofort sympathisch wahr und reflektiert an dieser Stelle, dass sie selbst vermutlich auch für andere Personen zunächst so erscheint.

Andrea

Standardsprechende scheinen für Andrea sympathisch, höflich, selbstbewusst, aber im Vergleich zu Dialektsprechenden auch eher gekünstelt, gebildeter, weniger humorvoll, strenger, konservativer, arroganter und vornehmer. Man merkt dabei eine grundsätzliche eher positive Haltung dem Dialekt und eine kritischere dem Standard gegenüber.

Während Dialekt für sie der „Normalfall“ bzw. „die ganz normale Sprache da bei uns“ ist, scheint die Schriftsprache für sie auffallend. Manche Menschen, sagt sie, übertreiben für sie so extrem, um aufzufallen, „da denk ich mir, es wäre gscheiter, wenn du reden würdest, wie dir der Schnabel gewachsen ist.“ Man merke, wenn jemand nicht so redet, wie es ihm bzw. ihr am leichtesten fällt und das wirke für sie aufgezwungen und gekünstelt. Die Authentizität bei der Varietätenwahl dürfte also zentral sein. Sie wirft aber ein, dass der Charakter einer Person für sie ausschlaggebender wäre als sein Sprachgebrauch. Sie sagt über sich selbst etwa, dass ihre Persönlichkeit sich ja auch nicht verändere, je nachdem welche Varietät sie in einer gewissen Situation spricht:

Ich bin so wie ich bin und ich kann aus meiner Haut nicht heraus, ob ich jetzt nach der Schrift rede oder nach Mundart rede, ich bin der Mensch was ich bin und ich kann nicht, wenn ich nach der Schrift rede, gekünstelter sein oder arroganter sein als wie ich Dialekt rede.

Anna

Standardsprecher*innen wirken auf Anna sympathisch, gebildet, vertrauenswürdig, intelligent, selbstbewusst, kompetent, etwas gekünstelt, nicht locker, ernst, nicht so streng, sanftmütig und vornehm. Sowohl Dialekt- als auch Standardsprechende schätzt sie dabei intelligent ein, jedoch würde sie nur den Standardsprechenden das Merkmal „gebildet“ zuweisen. Dies ist auch verbunden mit ihrer Kategorisierung der „besseren“ Leute und des „besseren“ Sprechens.

6.4 Dialekt und Raum

6.4.1 Erfahrungen zur Dialektverortung

Judith

Judith denkt, dass ein Fremder zwar hören kann, dass sie aus dem Burgenland kommt, aber nicht aus welcher Region oder welchem Ort, denn das könne nur ein Einheimischer bestimmen. Sie hat auch schon Erfahrungen damit gemacht, als sie von Mitstudierenden aus dem Masterstudium ins Burgenland verorten worden ist. Sie freut sich, wenn sie verortet wird, denn sie ist stolz darauf, Burgenländerin zu sein. Sie denkt auch, dass sie andere Burgenländer nach ihrem Bundesland spezifisch verorten kann. Vor allem würde sie einige vereinzelte Ortschaften aus dem Burgenland sehr gut erkennen können (z. B. Oggau, St. Margarethen), denn diese hätten sehr markante Sprechweisen. Eisenstadt bzw. St. Georgen zähle aber nicht dazu.

Julia

Julia denkt nicht, dass sie eine fremde Person lokal verorten könnte und hat auch noch nie derartige Erfahrungen gemacht, denn gehobene Umgangssprache so wie sie „spricht irgendwie jeder“. Und selbst, wenn sie Kleinhöfleiner Dialekt sprechen würde, wäre das schwierig für die fremde Person, weil der Dialekt nicht so markant sei. Man könne den Dialekt vielleicht nur durch seine Unauffälligkeit mit dem Ausschlussprinzip erkennen. Im Gegensatz dazu wäre beispielsweise das Hianzerische, der südburgenländische Dialekt oder der Seewinkler Dialekt eindeutig zuzuordnen und das würde sie sich auch zutrauen.

Andrea

Andrea zweifelt daran, dass ihr eigener Dialekt so markant ist, dass ihn Österreicherinnen aus anderen Regionen sofort erkennen würden und hat persönlich auch noch keine derartigen Erfahrungen gemacht. Allerdings ist sie sich sicher, dass sie den Dialekt anderer Bundesländer, wie Vorarlberg, Tirol, Kärnten oder der Steiermark sehr wohl erkennen könne.

Anna

Anna zeigt sich zunächst sehr selbstbewusst, wenn es darum geht, andere Sprechweisen ihrer zu verorten. Sie denkt etwa, dass sie Dialektsprecher*innen der Nachbarsortschaften wie Großhöflein, Oggau oder Mörbisch und markante Dialekte wie den der Steirer oder der Kärntner eindeutig heraushören kann. Sie hat auch schon persönliche Erfahrungen damit gemacht und nennt dabei das Nachbarsdorf Großhöflein. Man könne sowohl Kleinhöfleiner als auch Großhöfleiner deutlich an ihrer Sprechweise voneinander unterscheiden. Die Mundart sei zwar dieselbe, aber das Vokabular unterscheide sich maßgeblich. Sie necken sich auch gegenseitig, denn die Großhöfleiner halten die Kleinhöfleiner für arrogant und für „ganz anders“. Wenn sie selbst durch ihre Sprechweise als Kleinhöfleinerin identifiziert wird, dann freut sie sich. Sie erzählt etwa, dass, als sie und ihre Schwestern früher im Stadtzentrum

einkaufen waren, hätten ihnen Bekannte gesagt, nachdem sie sie sprechen gehört haben: „Na, ihr seid eh Kleinhöfleiner!“

6.4.2 Mental Mapping des regionalen Dialekts

Hörprobe 1 (St. Georgen)

Judith

Bei der ersten Tonaufnahme scheint sich Judith sicher, dass es sich um einen vermutlich 80-jährigen Bauern aus der näheren Umgebung handelt, der „Burgenländisch“ spricht. Aufgrund der spezifischen Aussprache und dem Vokabular vermutet sie, er stamme aus Rust, St. Margarethen oder Schützen am Gebirge. Sie denkt, es klinge ähnlich zu den Seeortschaften wie etwa Mörbisch.

Den gesprochenen Dialekt würde sie als tendenziell „Hianzerisch“ bezeichnen. Das richtige Hianzerische werde aber eher im Mittelburgenland gesprochen, im Norden sei das jedoch beinahe schon verschwunden. Ausdrücke wie „in die Kira gei“, „das Gsindel“ oder die besonders gedehnten Vokale deuten für sie darauf hin. Die Varietät klinge sehr vertraut und sie habe alles verstanden. Nur die Ältesten in St. Georgen würden noch in diesem „tiefsten Dialekt“ sprechen, also „wirklich konstant Dialekt, mit jedem Wort eigentlich im Dialekt“. Sie deutet diesen hianzerischen Dialekt als den „Grundstamm, wo das heraus ist, ist das, was ich rede.“ Sie selbst rede ähnlich, aber „nicht in dem Ausmaß“.

Julia

Julia verortet die erste Hörprobe des älteren Herrn grob im Burgenland, ist sich aber unsicher wo genau, da sie sowohl im Norden als auch im Süden Personen mit einer ähnlichen Sprechweise kenne. Die Verwendung einzelner Wörter macht sie dabei stutzig, wie zum Beispiel das Wort „Gsindel“, welches mit der Bedeutung „Kinder“ so in ihrer Region nicht gebraucht werde. Sie deutet die Aufnahme als tiefsten Dialekt und stuft ihn als gänzlich unähnlich gegenüber dem eigenen Dialekt ein, hat aber beinahe alles verstanden. Der Klang des vorgespielten Dialekts missfällt ihr, da er sie an den „Singsang“ der Hianzen im südlichen Burgenland erinnert, den sie von der Familie ihres Partners kennt. Diesen findet sie „sehr anstrengend, sehr nervenaufreibend“.

Andrea

Andrea mutmaßt zunächst, dass es sich beim Sprecher der ersten Hörprobe um einen alten burgenländischen Bauern handle, im Speziellen vermutlich einen „Hianzer“ aus der Gegend um Mörbisch oder im Seewinkel. Schließlich kommt sie jedoch zu dem Schluss, dass es sich

um „Apetlonerisch“ aus der Gegend um Apetlon im Neusiedler Bezirk handelt. Sie erkenne das an gewissen speziellen Ausdrücken, die der Sprecher verwendet, wie zum Beispiel „gflennt“ statt „greart“. Sein Ausdruck weise gewisse Eigenheiten auf, wie auch andere Ortschaften im Burgenland, wie etwa Mörbisch, die ganz eigene Dialektmerkmale hätten, dass manche sogar meinten, man „verstehe sie gar nicht“.

Also, manche haben orts-, dorfmäßig ja schon ein bisschen eine eigene Sprache auch. Die mit einem normalen Burgenländischen Dialekt, wie ihn wir reden, wieder abweichen, weil wir sagen ‚Na, die reden ja komplett Gscheid! Wir reden ja da nicht ein so.‘ Diese Sprache, da sagt man, die kann man zeitweise gar nicht verstehen. Also ich hab ihn schon voll verstanden, aber es gibt da... Da hat es immer geheißen, die Mörbischer versteht man überhaupt nicht. Ich weiß nicht, [...] aber ich mein so gewisse Ortschaften oder so kleine Regionen haben noch einen eigenen Dialekt.

Es zeigt sich also ihre Überzeugung von einer Art Fülle an kleinräumiger Ortsdialekte im Burgenland, bei der sich manche Ortschaften gegenüber anderen durch ihre markanten Dialektmerkmale auszeichnen.

Im Allgemeinen schätzt Andrea die Aufnahme als „sehr dialektal“ ein, sie habe das Gesprochene aber komplett verstanden. Trotzdem sei der Dialekt in der Tonaufnahme ihrem eigenen gar nicht ähnlich und sie könne selbst nicht so reden. Dazu müsse man so aufgewachsen sein, dass man diesen „Slang in den Worten“ von klein auf lernt. Sie kenne niemanden, der so spricht wie er.

Anna

Bei der ersten Hörprobe von dem St. Georgener Bauern tippt Anna darauf, dass es sich um einen älteren Landwirt aus dem Südburgenland handelt. Der Dialekt, den sie als „tiefsten Dialekt“ in der Skala einstuft, gefällt ihr sehr gut und sie habe alles verstanden. Sie denkt auch, dass seine Sprechweise ihrer eigenen sehr ähnlich wäre, bis auf kleine Unterschiede in der für sie deutlich südburgenländischen Aussprache, die sie allerdings nicht genau beschreiben kann. Hinweisend dafür sei aber, dass er ähnlich wie eine ihrer Bekannten aus dem Bezirk Güssing spricht.

Hörprobe 2 (Kleinhöflein)

Judith

Die zweite Hörprobe bezeichnet Judith als eindeutig „Burgenländerisch“ und ähnlich wie den ersten Hörtext „hianzen-mäßig“. Sie hat aber Probleme, den Dialekt genauer zu lokalisieren, denn sie meint, dadurch, dass alle burgenländischen Dialekte auf dem Hianzerischen basieren, klinge alles sehr ähnlich. Sie vermutet schließlich, die Sprecher*innen könnten aus der mittelburgenländischen Gegend von Neckenmarkt, Deutschkreutz und Draßmarkt stammen, da sie dort Menschen kennt, die so ähnlich sprechen. Sie deutet die Aufnahme als sehr dialektal,

bis auf ein paar Phrasen, die die Dame versucht hat „schöner zu erklären“. Auch in diesem Hörtext habe sie alles verstanden, wenn auch der Dialekt etwas unähnlicher zu ihrem scheint als der aus der ersten Hörprobe.

Julia

Bei der zweiten Aufnahme stellt sich Julia bei den Sprecher*innen zwei pensionierte Landwirte um die 70 Jahre alt vor. Die beiden Kleinhöfleiner verortet sie zunächst im nördlichen Burgenland, bei den Seegemeinden bzw. im Bezirk Eisenstadt, denn sie mutmaßt: „Das hört sich irgendwie nach uns an.“ Als Begründung nennt sie die Sprachmelodie und Wörter wie „Kirchn“, „Breidigau“, „Braud“ und „zamgfiat“. Der Dialekt sei mäßig dialektal, gut verständlich und klinge vertrauter bzw. ihrem Dialekt deutlich ähnlicher als die erste Sprachprobe. Sie würde den Dialekt als Burgenländisch bezeichnen, das Hianzerische jedoch ausgenommen.

Andrea

Die Probandin Andrea vermutet, dass die Sprecher aus der zweiten Hörprobe ebenfalls eindeutig aus dem Burgenland stammen. Bei der Frau stellt sie sich eine etwa 50-jährige Hausfrau vor und beim Mann einen Bauern um die 70 Jahre alt, möglicherweise aus der Gegend um Stotzing, Breitenbrunn, Purbach oder Loretto, „weil der Klang auch so ist, so von uns da, denk mir ich“. Außerdem hätte sie einen Verwandten aus Stotzing, der sich auch so ausdrücken würde. Eisenstadt schließt sie allerdings aus. Andrea sagt, dass sie alles verstanden hätte und der Dialekt wirke auch „nicht so intensiv, arg“, sondern „eher verständlich“ im Vergleich zum ersten Hörtext. Er wäre auch ihrem eigenen Dialekt deutlich ähnlicher.

Anna

Anna war von dem Inhalt der zweiten Sprachprobe äußerst angetan - traditionelle Hochzeitsbräuche. Sie erkennt die genannten Bräuche aus ihrer Jugend wieder und reagiert erfreut: „Das haben wir alles erlebt noch! Ja bei eurer Mama [...] haben das auch die Oggauer noch gemacht“ und „Das ist alles bekannt! Wie sie das Kranzl abgetanzt haben und das zusammenführen, das war eh überall das Gleiche.“ Doch obwohl ihr die Traditionen so bekannt erscheinen, kommt sie zu dem Schluss, dass es sich um Sprecher aus dem Seewinkel handeln muss. Grund dafür ist, dass die erwähnten „Kallessa“ (ein offener, von Pferden gezogener Wagen) zwar in der Umgebung auch üblich waren, aber im Seewinkel doch häufiger vorkamen, denn „die waren schon immer ‚besser‘ dort im Seewinkel“ und „in Kleinhöflein war das halt so, dass nur die ‚Besseren‘ mit den Kallessa sind gefahren“. Außerdem hätten die beiden Sprecher, die Anna als Bauersleute mittleren Alters beschreibt, eine Art nasalierten Klang in

ihrem Dialekt, den die Kleinhöfleiner so nicht besäßen. Der Dialekt gefalle ihr sehr gut und dieser wäre ihrem Dialekt sehr ähnlich, bis auf vereinzelte unterschiedliche Betonungen.

In einem auflösenden Gespräch am Ende des Interviews stellt sich überraschenderweise heraus, dass sie die beiden Personen in der Hörprobe aus 1954 noch persönlich gekannt und schon mit ihnen gesprochen hat. In einem Buch über Kleinhöflein zeigt sie mir eine Abbildung über das damalige Haus der Frau, das sich nur ein paar Häuser entfernt von ihrem Elternhaus befindet. Dennoch hat sie interessanterweise die beiden Kleinhöfleiner in der Hörprobe nicht erkennen können.

6.4.3 Eingrenzung des regionalen Dialekts

Judith

Judith würde den Dialekt der eigenen Region als „Burgenländisch“ bezeichnen. Den Dialektraum würde sie in die Region um Loretto, Eisenstadt, bis Forchtenstein und Großhöflein, exklusive der Ortschaften, die vom Burgenlandkroatischen beeinflusst werden (z.B. Hornstein), eingrenzen. Überdies schließt sie den Seewinkel bzw. den Neusiedler Bezirk aus, da dort die Aussprache und das Vokabular anders sei. Judith vermutet, dass ihr regionaler Dialekt eine Mischung aus mehreren Einflüssen sei, wie dem Hochdeutsch und teilweise dem Hianzischen. Er hätte den „wenigst typischen Spracheinschlag“ in seiner Betonung und wäre der „durchschnittlichste Dialekt [...], der nicht so eine hohe Wiedererkennung hat.“ Sie glaubt aber, dass Ältere noch eher den ursprünglichen hianzerischen Dialekt kennen, aber die Jungen nicht mehr, denn „da redet ja wirklich keiner mehr so RICHTIG.“

Julia

Julia zeichnet ihren eigenen regionalen Dialektraum zwischen Eisenstadt, Rust, Schattendorf, Forchtenstein, Bad Sauerbrunn, Zillingdorf und Hornstein ein. Sie zieht die südliche Grenze vor Lackenbach und exkludiert die Ortschaften Loretto, Jois, Oggau und Mörbisch. Sie würde den Dialekt „Nordburgenländische Mundart“ nennen, den Seewinkel mit seinem „Seewinkler Dialekt“ ausgeschlossen. Ihr eigener Dialektraum unterscheide sich insofern von den anderen Bundesländern, weil er sich nicht so klar eingrenzen ließe.

Andrea

Andrea unterscheidet zwischen einem „normalen burgenländischen Dialekt, wie wir ihn reden“ und „komplett Gscheid“, daher eine Art Extremform des Dialekts mit speziellen Eigenheiten, wie er etwa in vereinzelt burgenländischen Ortschaften (z.B. Mörbisch oder Oggau) gesprochen wird. Sie glaubt nämlich, „so gewisse Ortschaften oder so kleine Regionen haben noch einen eigenen Dialekt.“ Ihren eigenen regionalen Dialekt verortet Andrea um Eisenstadt,

Donnerskirchen, Schützen am Gebirge, Rust, St. Margarethen und Großhöflein. Außerhalb dieser Grenze „reden sie schon wieder anders“. Ihr regionaler Dialekt sei „die verständlichste, einfachste Mundart“ und bezeichnet ihn als „Nordburgenländische[n] oder Eisenstädter...Eisenstadt Umgebung Dialekt“. Die Mundart hebe sich von anderen Dialekten Österreichs dadurch hervor, dass sie leichter überregional verständlich sei als etwa der Vorarlberger oder der Tiroler Dialekt. Sie erwähnt dabei auch ein Beispiel: „Wenn du jetzt sagst ‚Gib mir a Glasl Wossa‘, na, da wird ein jeder halbwegs verstehen ‚ein Glas Wasser‘ - weißt du, was ich meine?“

Anna

Anna verortet ihren eigenen regionalen Dialekt in einem dreiecksförmigen Raum um Eisenstadt-Umgebung zwischen den Seegemeinden Mörbisch und Breitenbrunn bis Loretto und Großhöflein. Dabei schließt sie burgenlandkroatische Ortschaften wie Hornstein oder Wulkaprodersdorf bewusst aus. Die Ortschaften Rust und Mörbisch hätten zwar beide noch eigene distinkte Dialektmerkmale, würden aber dennoch allgemein gesehen zu dem Raum noch dazugehören. Diesen „typisch burgenländische“ Dialekt bezeichnet sie auch als „die Mundart der Seegemeinden“. Als weitere burgenländische Dialekte nennt sie etwa den „Seewinkler Dialekt“ und den „Hianzischen Dialekt“, der für sie im Mittelburgenland verortet ist.

6.5 Dialekt und Identität

Judith

Judith behauptet fest, dass sie der Dialekt als Person ausmacht, denn „das gehört auch irgendwie zu meinem Charakter“. Sie sieht sich selbst als Spaßkanone, die gerne andere Leute unterhält und ihr „und da gehört natürlich auch mein Sprachgebrauch mit dazu“. Sie verbindet den Dialekt also mit Eigenschaften wie Lockerheit, Aufgeschlossenheit, Authentizität und Humor, welche für sie ebenfalls Teile ihrer Persönlichkeit ausmachen. Wenngleich sie berufsbedingt gelernt hat, sich Personen mit unterschiedlichem Varietätengebrauch anzupassen, fühlt sie sich mit dem Dialekt am wohlsten. Der Standard ist für sie ein Mittel zum Zweck in dienstlichen Situationen bzw. als Ausdruck von Ernsthaftigkeit wie z. B. bei der Kindererziehung, aber ersetzt keineswegs den Dialekt für sie. Überdies symbolisiert die Mundart für sie auch eine gewisse Zugehörigkeit zur Gemeinschaft in Eisenstadt, insbesondere innerhalb von St. Georgen, welche ihr sehr wichtig ist.

Julia

Julia würde sich selbst immer weniger als Dialektsprecherin bezeichnen, weil sie von sich aus kaum Dialekt spricht, sondern sich lediglich an andere Dialektsprechende im Gespräch anpasst.

Ihr Dialekt trägt zwar zu ihrem Zugehörigkeitsgefühl in Kleinhöflein bei, macht es aber nicht zwingend aus. Sie könnte also auf den Dialekt verzichten, wohl wissend, dass dadurch ein Stück weit Kulturgut verloren gehe. Diese Aussagen gehen auch mit den Einstellungen einher, die Julia im Laufe des Interviews gegenüber dem Dialekt getätigt hat, in denen sie sich eher kritisch gegenüber Dialektsprechenden äußerte. Interessanterweise schwenkt sie aber am Ende des Interviews etwas um, als sie überlegt:

Und dann denkt man sich, (...) ja okay, Mundart macht mich eigentlich nicht aus und eigentlich würde es mir nichts ausmachen, wenn vielleicht alle gehobene Umgangssprache in dem Dorf reden würden. Ja, vielleicht denkt man sich das jetzt, aber vielleicht wenn es komplett weg wäre, vielleicht fehlt es einem dann doch. Und denkt man sich nachher doch, aber eigentlich habe ich jetzt nicht mehr dieses Feeling, was man vielleicht so als selbstverständlich sieht und wo man sich denkt, dass wird nicht durch das erzeugt.

Als Beispiel nennt sie etwa die regionale Mundartmusik, die sie vermissen würde. Wenn sie ihren Dialekt im Radio hört, überkomme sei ein Gefühl, welches die gehobene Umgangssprache vermutlich nicht herstellen könne.

Andrea

Andrea meint, ihr Dialektgebrauch wäre zu „hundertprozentig“ Teil ihrer Identität und trage zudem dazu bei, dass sie sich in Eisenstadt zugehörig fühle. Mit ihrem Dialekt fühlt sie sich Eisenstadt insbesondere verbunden. Sie habe auch nicht vor, ihren Sprachgebrauch je in irgendeiner Form zu ändern und ist sehr zufrieden damit.

Sie sieht die burgenländische Dialektlandschaft als ein vielfältiges, kunterbuntes Gemisch an Varietäten, mit eigenen speziellen Ortsdialekten, in der sich Eisenstadt mit einer eher gemäßigeren Dialektform einfügt. Für die Zukunft prophezeit sie aber einen Schwund der Vielfalt und eine Anpassung an einen gemäßigeren, gleichförmigen und flächendeckenden Dialekt bzw. die Standardsprache.

Anna

Anna ist der Meinung, dass ihr Dialekt ein großer Bestandteil ihrer Identität ist und sie sich durch diesen in Kleinhöflein auch eher zugehörig fühle. Sie kann so richtig sie selbst sein, wenn sie mit Personen, die ihr nahe stehen, ihren eigenen Dialekt spricht und sie betont öfters im Laufe des Interviews, dass sie den Dialekt sehr schön finde und ihn gern spreche.

Auf den ersten Blick scheint sie also eine sehr stolze, alteingesessene Dialektsprecherin zu sein. Allerdings zeigen sich bei genauerem Nachfragen durchaus ambivalente Gefühle zu ihrer Sprache in ihren plakativen Kategorisierungen in „bessere“, gebildete, standardsprechende Menschen aus der Stadt und einfache, weniger gebildete Dialektsprecher*innen aus dem Dorf. Sie äußert sich dazu wie folgt: „Na, die Person macht’s schon aus, weil wenn ich mit einem

Kleinhöfleiner rede oder siehst eh, mit dir, red ich anders als sagt man, wenn ich von der Stadt [Eisenstadt Zentrum] mit zusammenkomm.“ In ihren sprachbiographischen Erzählungen zeigt sich auch, dass sie sehr gerne gelernt hätte, Standard zu sprechen, aber in ihrer kurzen Schulzeit nicht wirklich die Gelegenheit dazu hatte. Daraus resultieren gewisse Komplexe und scheinbar auch ein Minderwertigkeitsgefühl Standardsprecher*innen gegenüber. Das zeigt sich auch in ihren Hemmungen, die sie hat, wenn sie standardnah spricht und das Gefühl hat, dass sie sich nicht so ausdrücken kann, wie sie eigentlich möchte.

Auf der anderen Seite bedauert sie es, wenn der heutige Nachwuchs durch die Schule scheinbar zu sehr in die Standardsprache eingewöhnt wird und den Dialekt gar nicht mehr verwendet. Hier appelliert sie daran, den Dialekt zu erhalten. Eine Balance zwischen beidem und die Möglichkeit, ohne Hindernisse zwischen beiden Varietäten wechseln zu, scheint ihr also besonders wichtig zu sein.

7. Diskussion

Obwohl alle vier Befragten dialektkompetente Sprecherinnen aus Eisenstadt sind und sich mit dem Ort verbunden fühlen, erzählen sie von äußerst individuellen Beziehungen zu ihrem Varietätengebrauch, die sich aus ihren persönlichen Erfahrungen im Laufe ihres Lebens entwickelt haben. Sie unterscheiden sich durch ihr Alter und ihre Bildungserfahrungen merklich und die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass beide Faktoren einen Einfluss auf ihren Sprachverhalten haben könnten.

Das folgende Kapitel dient der Zusammenführung und dem Vergleich der eben erläuterten Interviewdaten. Zudem werden die Ergebnisse anhand der zu beantwortenden Forschungsfragen sowie mit Rückbezug auf die im theoretischen Teil präsentierte Forschungsliteratur diskutiert.

7.1 Varietätengebrauch

Forschungsfrage 1: Wie beschreiben jüngere bzw. ältere Eisenstädterinnen ihren Sprachgebrauch in unterschiedlichen Kontexten innerhalb des regionalen Dialekt-Standard-Kontinuums?

Zunächst stellt sich die Frage nach dem Varietätengebrauch der jüngeren bzw. älteren Eisenstädterinnen je nach Kontext. Dabei zeigt sich, dass alle vier Gewährspersonen ähnliche Vorstellungen von den Varietäten Dialekt und Standard haben. Jedoch vermuten die älteren Probandinnen darin eher ein dichotomes Schema, während die jüngeren eher ein Kontinuum annehmen, in dem es auch Abstufungen und Zwischenformen gibt, so wie es auch die sprachwissenschaftliche Auffassung ist (vgl. Bernhard 2018: 158; Dannerer [u. a.] 2021: 25).

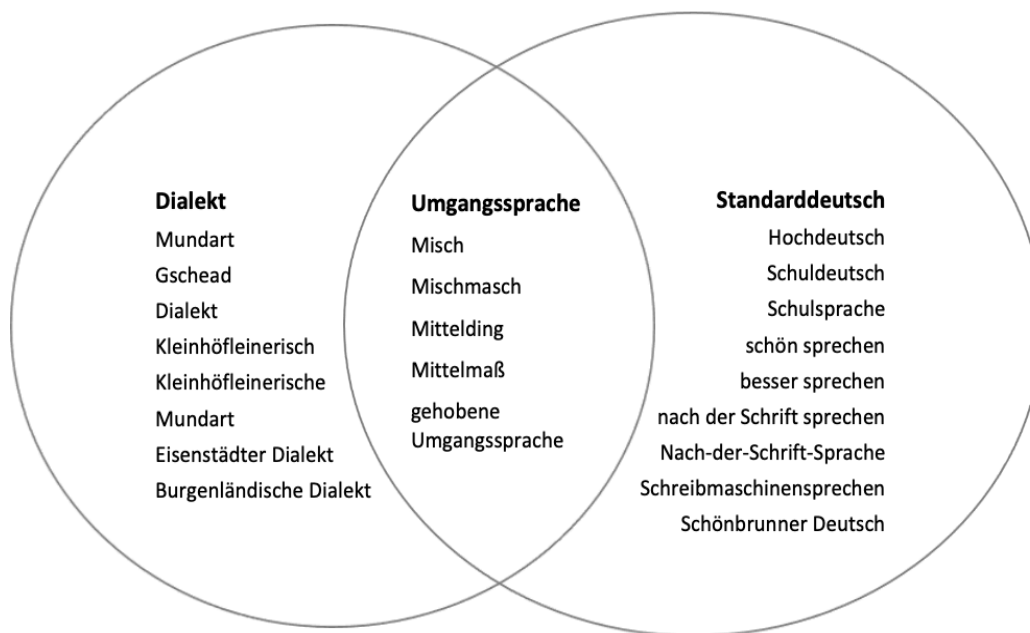


Abbildung 3 - Varietätenbezeichnungen

Abbildung 3 zeigt eine Übersicht der Bezeichnungen, welche die Befragten für die jeweiligen Varietätenkonzepte nennen. Die Interviewten bezeichnen den Dialekt etwa hauptsächlich als „Mundart“ oder „Gscheid“. Während die beiden älteren Probandinnen die Mundart einfach als Basis- bzw. Ausgangsform beschreiben, die sie und andere Ortsansässige im Alltag sprechen, haben die jüngeren Probandinnen genauere Vorstellungen davon. Judith und Julia beschreiben ihn etwa dadurch, dass man bestimmte Ausdrücke benutze, wie etwa „Sturz“ statt „Deckel“, „Paradeis“ statt „Tomaten“ oder „Murken“ statt „Karotten“, und vermischen den Dialekt hierbei auch mit dem Konzept von Austriazismen, die Teil der österreichischen Standardsprache sind.¹⁹ Julia versteht unter der Mundart den Gebrauch von Abkürzungen speziell am Wortauslaut sowie eine Veränderung und Dehnung der Vokale („läuten“ – „leit’n“). Ähnlich wie auch schon bei Kleenes Studie (2020: 315) sprechen die beiden jüngeren Probandinnen davon, dass sie eher eine gemäßigte Mundart bzw. Umgangssprache sprechen, bei der sich Dialekt und Standard mischen. Judith meint etwa, das hätte damit zu tun, dass der Dialekt der älteren Generationen heute nicht mehr so gesprochen werde und vor allem viele Wörter in Vergessenheit geraten würden, auch wenn sie persönlich den Großteil noch verstehe. Beide sprechen diese Mischung bzw. „Mischmasch“, wie sie ihn beide nennen, bewusst auch in ihrem Alltag. Julia ist zudem die einzige Probandin, welche die „gehobene Umgangssprache“

¹⁹ „Der Paradeiser“ ist im Österreichischen Wörterbuch (Pabst/Eybl-Vyhnánek 2022: 500) vermerkt und somit Bestandteil des standardsprachlichen Wortschatzes, während „der Sturz“ (Hannabauer 2006: 366) und „die Murke“ (Hannabauer 2006: 272) im burgenländischen Mundartwörterbuch als Teil des burgenländischen Dialekvokabulars zu finden sind.

als am meisten verwendete Varietät adoptiert hat, mit der sie sich auch am wohlsten fühlt. Gemeinsam mit Judith, die auch ein kleines Kind hat, ist sie außerdem der Meinung, dass der Dialekt ihren Kindern das korrekte Erlernen der Schriftsprache und somit den Eintritt in die Schule erschweren würde. Damit bestätigen sie beide das Ergebnis aus der Studie von Steinegger (1998: 132–135), wonach die Mehrheit der Personen ebenfalls die Verwendung von standardnahe Formen für Kindergartenkinder propagierten. Die älteren Dialektsprecherinnen erwähnen interessanterweise keine derartige Mischform bzw. Art der Umgangssprache, sondern unterscheiden strikt zwischen Dialekt und Standard.

Die Standardsprache wird von den Befragten etwa benannt als „Hochdeutsch“, „Schuldeutsch“, „schöner sprechen“ bzw. „nach der Schrift sprechen“. Wie man unter anderem an den Begriffen erkennt, lassen sich bei allen Teilnehmerinnen enge Assoziationen der Standardsprache mit den Konzepten der Schriftlichkeit und der Bildung sowie der Schule als Bildungsstätte erkennen. Standard zu sprechen, bedeutet für die Gewährspersonen also, sich so auszudrücken, als würde man schriftliche Texte exakt mündlich wiedergeben. Das Erlernen der Fähigkeit, in der Standardsprache zu sprechen und zu schreiben, geschieht vorrangig in der Schule und dadurch wird diese vermutlich auch sehr eng mit der Sprachform assoziiert. Die ersten Erfahrungen mit der Standardsprache haben die Probandinnen erst ab der 5. Schulstufe gemacht und von dort an immer intensiver erlebt, bis zum Studium wie etwa bei Judith und Julia. Anna, die aufgrund der Lebensumstände während des Krieges am wenigsten Schulbildung genießen durfte, argumentiert, dass sie dadurch die Standardsprache nie richtig erlernt habe. Trotzdem bemüht sie sich, wie auch die anderen Probandinnen, in gewissen Kontexten standardnah zu sprechen. An diesem Beispiel kann man einen Zusammenhang zwischen dem Bildungsgrad der Probandinnen und ihrer Fähigkeit und Bereitschaft Standardsprache zu sprechen deutlich erkennen.

Wenn es um die Verwendung von Dialekt und Standard in unterschiedlichen Kontexten geht, zeigen sich eindeutige Parallelen zwischen den Befragten. Vergleichbar mit den Probandinnen aus Kleenes Studie (2020: 291) geben sie an, ihren Varietätengebrauch je nach Gesprächssituation und -partner kontextabhängig anzupassen. In welchen Kontexten welche Form angemessen scheint, wird jedoch teilweise unterschiedlich beurteilt und hängt mit den individuellen Erfahrungen der Personen zusammen. Die Probandinnen beurteilen dabei die Gesprächssituation nach Kontextfaktoren wie Herkunft, soziale Beziehung, Beruf, hierarchische Stellung, Gesprächsort, Gesprächsanlass, Dialektkompetenz des Gesprächspartners oder intendierte Wirkung. Judith fasst dies wie folgt zusammen: „Kommt immer darauf an, woher das Gegenüber her ist oder wie das Gegenüber spricht“ und Andrea

behauptet: „Man kann auch nicht alle Leute gleich behandeln und das ist bei der Sprache genauso, nicht?“ Der ältesten Probandin Anna fällt der Wechsel dabei äußerst schwer, während die anderen Befragten wenig Probleme dabei haben. Die jüngeren beiden Probandinnen gehen sogar einen Schritt weiter, indem sie teilweise die Wirkung der jeweiligen Varietät vorher abschätzen und bewusst einsetzen, um beispielsweise Nähe und Sympathie mit dem Dialekt oder Distanz und der Professionalität mit der Standardsprache in ihren Gesprächen zu suggerieren. Dieser strategische Varietätenwechsel von manchen Sprecher*innen wurde auch schon von Soukup (2009: 143) und von Kleene (2020: 304) dokumentiert und analysiert.

Grundsätzlich zeigt sich, dass ähnlich wie bei Kleene (2020: 289), der Dialekt für die Gewährspersonen die vorrangige Form für private Gesprächssituationen im Familien- und Freundeskreis ist. Alle vier Befragten können ihn sprechen und verstehen und nutzen ihn auch aktiv in ihrem Alltag. Drei von ihnen (Judith, Julia, Anna) nutzen ihn auch als ihre übliche Sprachform, die sie am häufigsten verwenden und bei der sie sich am wohlsten bzw. am authentischsten fühlen. Jene drei gebrauchen ihn etwa auch bei Gesprächen mit persönlich bekannten einheimischen Angestellten in Ämtern, Geschäften, Banken oder in der Arztpraxis. Besteht keine persönliche Beziehung oder ist das Gegenüber nicht dialektkompetent, so reagieren die Probandinnen mit einer standardnahen Varietät. Die persönliche Beziehung zu der jeweiligen Person und die Herkunft aus der nahen Umgebung übertrumpfen also für diese das innere Argument, dass in diesen Kontexten die Standardsprache angemessener wäre. Dieses Phänomen wurde auch schon bei Kleene (2020: 292, 294) beobachtet. Bemerkenswerterweise gelte dieses Prinzip in der Regel für die Probandinnen nicht für Lehrpersonen. Diese werden in jedem Fall in der Standardsprache angesprochen, was vermutlich an der starken Assoziation von der Schule als Bildungsstätte liegt.

Neben Lehrkräften werden auch andere hierarchisch höhergestellte Personen mit der Standardsprache verknüpft, wie zum Beispiel medizinisches Personal, religiöse Amtsträger, Vorgesetzte und Angestellte in öffentlichen Einrichtungen. Besonders die älteren Probandinnen scheinen diesem Aspekt eine große Relevanz beizumessen. Die Älteste spricht sogar von einer Einteilung in „gewöhnliche“ Menschen mit niedrigem Bildungsgrad (v.a. Bauern aus der Umgebung) und „bessere“ Leute mit hohem Bildungsgrad (v.a. Ärzte, Lehrer, Pfarrer). Währenddessen erkennt die jüngste Probandin dies als existierendes Klischee an und lehnt dies bewusst ab: „Also das hat nichts mit Hierarchie zu tun, ob ich mit jemanden Mundart rede oder ‚schönes Deutsch‘, sondern eher...auf den Hintergrund der Person und wie kann man sich verständigen.“ Letzteres, die Möglichkeit der einwandfreien Verständigung, wird ebenfalls von allen als Grund genannt, wieso sie in manchen Situationen Standardsprache sprechen. Als

Beispiele nennen sie dazu etwa Gespräche mit fremden Personen, Touristen oder Deutsch-als-Zweitsprachlernende. Diese Ergebnisse gehen ebenfalls einher mit Kleenes (2020: 293–294) Feststellungen, wonach die Verständlichkeit und die Professionalität zwei Faktoren sind, bei denen auf die Standardsprache zurückgegriffen wird.

Als Nächstes wird nun die zweite Forschungsfrage diskutiert, welche sich mit den Wahrnehmungen der Varietäten näher beschäftigt.

7.2 Spracheinstellungen und -perzeptionen

Forschungsfrage 2: Welche Einstellungen und Wahrnehmungen haben jüngere bzw. ältere Eisenstädterinnen gegenüber dem regionalen Sprachgebrauch innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums?

Wie Abbildung 4 veranschaulicht, assoziieren die Probandinnen gegenüber dem Dialekt eine Vielzahl an positiven Konnotationen, wie etwa Authentizität, Ungezwungenheit, Sympathie, Verbundenheit, Tradition, Sicherheit und Beständigkeit. Alle Befragten geben an, dass sie andere Dialektsprechende als sympathisch, selbstbewusst, vertrauenswürdig, freundlich, höflich und locker empfinden.



Abbildung 4 - Einstellungen zum Dialekt

Die beiden Jüngeren hegen aber auch durchaus kritische Sichtweisen. Judith nimmt den Dialekt aber als eher derb wahr und Julia schätzt Dialektsprechende als eher ungebildet, weniger intelligent und weniger kompetent ein. Diese Einschätzungen bestätigen großteils Soukups Daten zu den Dialekteinstellungen (2009: 127, 2020: 100–101). Beide jüngere Probandinnen befürchten auch einen negativen Einfluss des Dialekts auf den schulischen Erfolg ihrer Kinder und möchten dessen Sprachgebrauch daher auch bewusst reduzieren. Julia geht sogar so weit zu sagen: „Ich sehe auch den Mehrwert der Mundart nicht“ und meint, dass sie weitgehend auf die Mundart im Eintauch gegen die gehobene Umgangssprache verzichten könne.

Die beiden älteren Probandinnen Andrea und Anna stehen der Mundart äußerst positiv gegenüber und beurteilen Dialektsprechende etwa als sympathisch, vertrauenswürdig, höflich,

locker, aufgeschlossen und bescheiden. Interessanterweise greift Andrea Julias Stereotyp des weniger gebildeten, faulen und weniger vornehmen Dialektsprechers auf und widerspricht diesem bewusst: „Nana, die können genauso gebildet sein“, „Vornehm können die mit dem Dialekt genauso sein“ und „Da kann der mit Mundart genauso faul oder fleißig sein...als wie der mit der gscheiten Sprache“. Mit dem Ausdruck der „gescheiten“ Sprache weist sie der Standardsprache aber unbewusst wieder das Merkmal der Bildung zu.



Abbildung 5 - Einstellungen zur Standardsprache

Standardsprachende wirken auf die Probandinnen sympathisch, vertrauenswürdig, selbstbewusst, intelligent und kompetent. Allerdings gibt es keine einzige Eigenschaft, die von allen Probandinnen am Extrempol in der Fragebogenskala eingestuft wird, die Ergebnisse befinden sich daher eher im Mittelfeld.

Die beiden jüngeren Probandinnen schätzen Standardsprechende als gebildet, höflich, intelligent, selbstbewusst und kompetent ein, aber auch als steifer, ernster, vornehmer und weniger humorvoll. Julia drückt außerdem aus, dass sie Standardsprechende nicht sofort sympathisch findet. Für sie und Andrea ist es für die Sympathie besonders ausschlaggebend, dass der Standardgebrauch auch authentisch und nicht aufgesetzt wirke. Die beiden älteren Befragten beurteilen Standardsprechende als sympathisch, vornehm und gebildet, aber auch als gekünstelt. Bei beiden Altersgruppen lassen sich eindeutige Parallelen in den zugewiesenen Attributen feststellen. Außerdem gehen auch diese Einstellungsäußerungen zu weiten Teilen mit jenen aus Soukups Studie einher (2009: 127).

Die dritte Forschungsfrage beschäftigt sich mit der kognitiven Verortung der Dialektareale, welche mithilfe von zwei historischen Hörproben von Dialektsprecher*innen aus Eisenstadt und der Mental-Mapping-Methode erforscht wurde.

7.3 Dialekt und Raum

Forschungsfrage 3: Wie bezeichnen und verorten jüngere bzw. ältere Eisenstädterinnen die Grenzen ihres regionalen Dialektraums und an welchen Merkmalen legen sie diese fest?

Wie man in der Abbildung 6 sehen kann, sind sich die Gewährspersonen relativ einig, wenn es um die Lokalisierung ihres eigenen Dialektraumes geht. Sie nennen dabei die Ortschaften der unmittelbaren Umgebung, exkludieren dabei aber teilweise bewusst burgenlandkroatische Ortschaften (z. B. Wulkaprodersdorf, Siegendorf) sowie jene mit markanten Ortsdialekten (z.B. Mörbisch, Oggau). Sie bezeichnen den regionalen Dialekt unter anderem als „Burgenländisch“, „Nordburgenländische Mundart“, „Mundart der Seegemeinden“, „Eisenstadt Umgebung Dialekt“ oder als „normalen“ bzw. „typischen“ burgenländischen Dialekt. Sowohl die jüngeren als auch die älteren Befragten definieren ihn als besonders leicht überregional verständlichen, gemäßigten, durchschnittlichen Dialekt mit wenig Wiedererkennungswert.

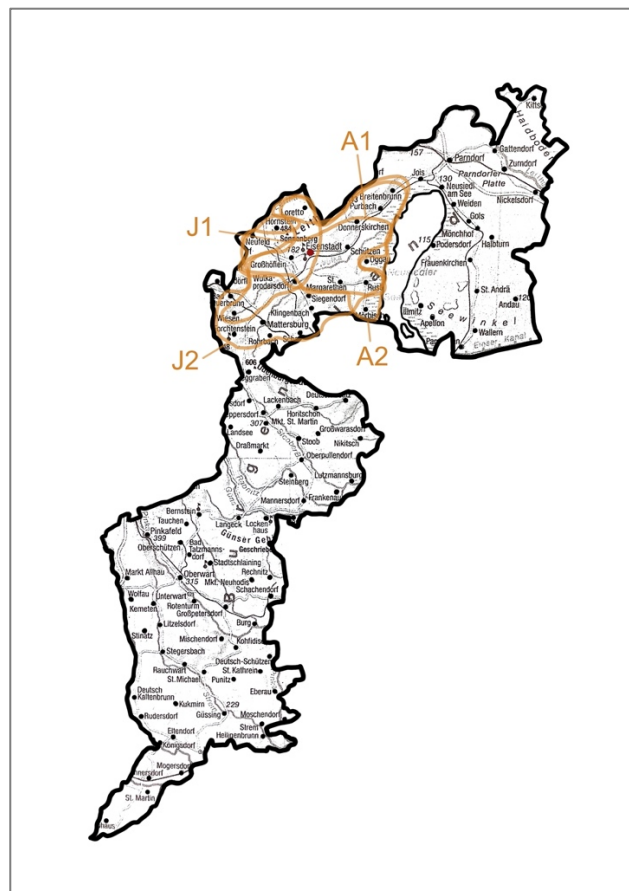


Abbildung 6 - Regionaler Dialekt²⁰

Interessanterweise stufen die Probandinnen die beiden Hörproben aus Eisenstadt aber überwiegend als „sehr markant dialektal“ ein, sowohl was die Aussprache als auch das verwendete Vokabular betrifft. Sie geben auch an, dass sie überwiegend alles verstehen, auch obwohl ihnen der Dialekt tendenziell weniger vertraut vorkommt, vor allem jener des ersten

²⁰ Die Abkürzungen J1, J2, A1 und A2 symbolisieren die Altersgruppen in chronologischer Reihenfolge. Die Jüngste, Judith, ist demnach J1, Julia ist J2, Andrea A1 und Anna A2. Dasselbe gilt auch für Abbildung 7 und 8.

Hörtextes aus St. Georgen. Der zweite Hörtext aus Kleinhöflein sei manchen etwas vertrauter und ihrem Dialekt ähnlicher.

Wenngleich alle Gewährspersonen sich selbst zutrauen, die Dialekte der nahen Umgebung eindeutig lokalisieren zu können, schafft es keine von ihnen, zu erraten, dass beide historischen Höraufnahmen aus der eigenen Ortschaft und teilweise sogar aus dem gleichen Stadtteil stammen. Wie man in den Abbildungen 7 und 8 erkennen kann, haben die Probandinnen ganz unterschiedliche Vorstellungen davon, aus welchem Raum die Hörtextsprecher*innen kommen. Einzig Julia gibt bei der zweiten Hörprobe einen Raum an, der auch Eisenstadt umschließt, ansonsten vermuten die Befragten eher den Seewinkel, die Seegemeinden oder das mittlere und südliche Burgenland. Bemerkenswert ist, dass die älteste Sprecherin Andrea sogar die beiden Sprecher*innen der Kleinhöfleiner Hörprobe noch persönlich kannte und dennoch nicht richtig zuordnen konnte.

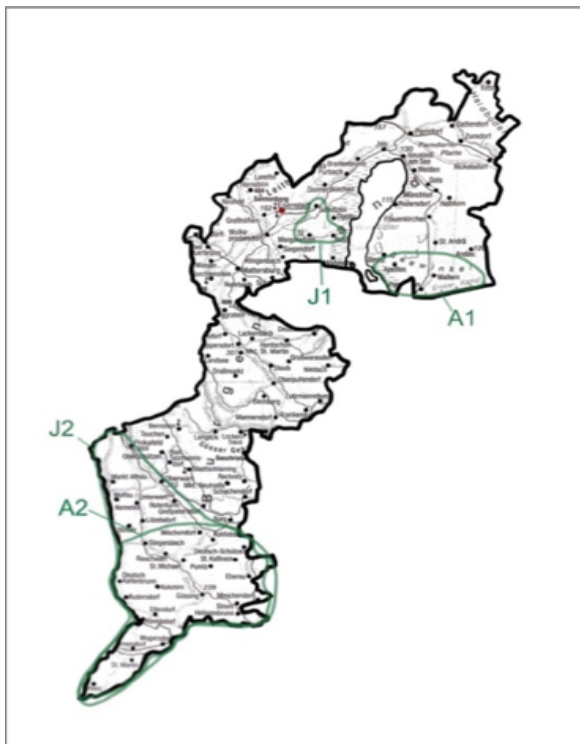


Abbildung 7 - Verortung der Hörprobe 1 (St. Georgen)

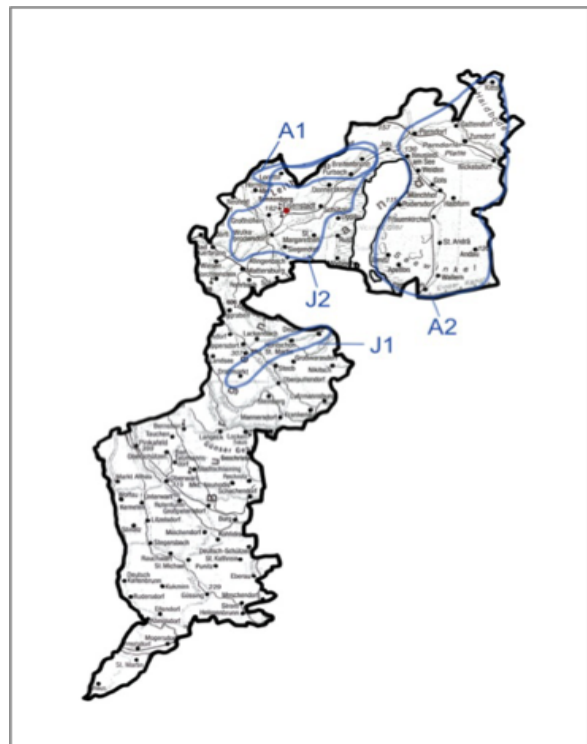


Abbildung 8 - Verortung der Hörprobe 2 (Kleinhöflein)

Bei dem Thema der Dialektverortung kristallisieren sich aus den Aussagen der Probandinnen zwei zentrale Hypothesen deutlich heraus:

- 1) Es gibt einzelne Ortschaften bzw. Dialekträume im Burgenland (z. B. Oggau, Mörbisch), die ganz spezielle Dialektmerkmale in der Aussprache und dem Vokabular aufweisen und aufgrund dieser leicht erkennbar sind.

2) Der eigene Dialekt in Eisenstadt zählt als eher unauffälliger Dialekt ohne markante Merkmale und sticht weder innerhalb des Bundeslandes noch österreichweit stark hervor.

Beide Hypothesen spiegeln sich interessanterweise auch in der dialektologischen Literatur wider. Die Vorstellung von spezifischen Ortsdialekten geht mit den phonetischen Analysen von Hornung und Roitingner (2000: 52) einher und auch die Angleichung des starken Pendlerraumes an eine breitere ostmittelbairische Dialektregion und somit Reduktion der einzelnen Dialektmerkmale findet durchaus Parallelen in der dialektologischen Literatur (Hornung/Roitingner 2000: 53; Schranz 2006: 21, 25; Moser [u. a.] 2022: 84).

Grund dafür, dass die Probandinnen die beiden Hörtexte nicht als heimisch lokalisieren, dürfte sein, dass dies ihre Hypothese des unauffälligen Eisenstädter Dialekts widerlegen würde. Aus diesem Grund versuchen sie, die Hörtexte vermutlich auch eher in jenen Regionen zu verorten, die laut ihren Annahmen besonders deutliche Dialektmerkmale aufweisen, wie etwa der Seewinkel oder das südliche Burgenland. Einige von ihnen vermuten dahinter auch den „Hianzischen“ bzw. „Heanzerischen“ Dialekt²¹. Die Tatsache, dass die meisten meinen, selbst nicht so sprechen zu können wie die Sprecher*innen der Hörtexte und auch niemanden im Ort kennen würden, der so spricht, deutet auch auf einen merklichen Sprachwandel seit der Entstehung der Aufnahmen in den 1950er Jahren hin. Der eigene Dialekt sei laut den Probandinnen wesentlich gemäßigter und unauffälliger und einige der erwähnten Ausdrücke seien nicht mehr üblich.

Alle Gewährspersonen gehen davon aus, dass der burgenländische Dialekt in den nächsten Jahren sogar weiter abnehmen werde und sich durch das viele Pendeln in die Umgebung weiter an die Dialekte Niederösterreichs und Wiens annähern würde, „wo man dann irgendwie in einen Topf bald geworfen wird.“ (Julia). Der markante Dialekt der Ältesten würde sich zu einem Standard-Dialekt vermischen, einer Art „Burgenland-Kauderwelsch“ (Judith) und zudem weiter „abflachen“ (Judith). Schließlich „wird sich das alles so...im Sand verrennen irgendwie.“ (Andrea). Schon jetzt hört Anna die jungen Schulkinder, die nur etwas älter sind als die Kinder von Judith und Julia, nur mehr standardnah sprechen und das bedauere sie sehr. Sie alle scheinen also auch jenen Sprachwandel zu spüren, welchen Moser [u. a.] (2022: 87) erst kürzlich mit ihren phonetischen Untersuchungen im Burgenland nachgewiesen haben. Sie

²¹ Zu dem hianzischen Dialekt wurden die Probandinnen auch genauer befragt und auch diesen sollten sie verorten. Ursprünglich sollte dieser nämlich unter anderem ein Fokus dieser Studie werden. Bei der Befragung stellte sich jedoch heraus, dass das Konzept des Hianzischen Dialekts für die Probandinnen unklar scheint, manchen kaum bekannt ist und sie keine eindeutige Lokalisierung vornehmen können. Klar wird, dass sich keine von ihnen als Hianzin identifiziert bzw. meint, Hianzisch sprechen zu können.

berichten dabei von einem erkennbaren Sprachwandel innerhalb der lebenden jüngeren und älteren Generationen – etwas, dass auch in den Interviews von den Probandinnen selbst reflektiert wird.

Schlussendlich versuchte die Arbeit die Beziehung zwischen dem Dialekt und der persönlichen Identität der Eisenstädterinnen zu erkunden.

7.4 Dialekt und Identität

Forschungsfrage 4: Inwiefern identifizieren sich jüngere bzw. ältere Eisenstädterinnen mit ihrer Rolle als Dialektsprechende?

Grundsätzlich äußern drei von vier Probandinnen eine positive Grundeinstellung dem Dialekt gegenüber und drücken ihre enge Verbindung damit aus. Die Ergebnisse zeigen dabei deutliche Ähnlichkeiten zu den Ergebnissen von De Cillia (1997: 117–118) und Kleene (2020: 315–316), die von einer starken Verknüpfung mit dem Dialekt, der eigenen Identität und der Gemeinschaft sprechen sowie auch von einem Stolz über die Sprachform berichten.

Alle Befragten geben an, dass der Dialekt in ihnen ein gewisses Zugehörigkeitsgefühl zu ihrem Ort, und insbesondere zu ihrem jeweiligen Stadtteil (St. Georgen, Oberberg bzw. Kleinhöflein), hervorruft. Er signalisiere für sie eine Verbundenheit zur regionalen Gemeinschaft. Die beiden älteren Probandinnen identifizieren sich als stolze Dialektsprecher*innen, deren Identität eng mit ihrem Dialekt verwoben ist. Anna zeigt jedoch auch ambivalente Gefühle, wenn sie über ihre Klasseneinteilung in „bessere“ und „gewöhnliche“ Personen spricht, und bedauert, die Standardsprache nicht richtig gelernt zu haben. Für den Nachwuchs würde sie sich aber wünschen, dass der Dialekt erhalten bleibt.

Die jüngeren Probandinnen stehen dem Dialekt mit ambivalenten Ansichten gegenüber. Judith assoziiert beispielsweise die Eigenschaften Lockerheit, Aufgeschlossenheit, Authentizität und Humor sowohl mit dem Dialekt als auch mit sich selbst. Daher würde diese Varietät auch am ehesten ihre Persönlichkeit widerspiegeln und sie fühle sich damit am wohlsten. Allerdings sieht sie genauso wie auch Julia den Dialekt als Mutter kritisch und möchte, dass ihr Kind überwiegend mit einer dialektal gemäßigteren Umgangssprache aufwächst. Julia würde sich als einzige weniger als Dialektsprecherin bezeichnen und meint, dass dieser kaum Auswirkung auf ihre Identität hätte. Würden sich alle nur mehr in gehobener Umgangssprache unterhalten, würde sie kaum etwas vermissen, außer vielleicht die Mundartmusik. In ihren Aussagen nimmt sie dabei vor allem Bezug auf „andere“ Dialektsprecher*innen (sich selbst ausschließend), welches an die von Hinderling (2003: 135) vorgeschlagene Haltung des „Abschiebens“ der eigenen Dialektidentität erinnert.

8. Conclusio

Die Ergebnisse zeigen ein vielfältiges Bild an unterschiedlichen Perspektiven und Erfahrungen gegenüber dem Varietätenspektrum in Eisenstadt. Es lassen sich jedoch nicht nur individuelle, sondern auch altersgruppenspezifische Differenzen erkennen, vor allem, wenn es um den Sprachgebrauch geht. Das eher polare Dialekt-oder-Standard-Verständnis der beiden älteren Dialektsprecherinnen ist bei den jüngeren Befragten nicht vorhanden. Vielmehr sehen sie die beiden Varietäten entlang eines Kontinuums, mit möglichen Mischformen wie etwa die Umgangssprache, welche auch ihren Alltag dominiere.

Im Vergleich mit aktuellen Studien fügen sich die Ergebnisse dieser qualitativen Masterarbeit schlüssig in das Bild der soziolinguistischen und dialektologischen Forschung ein. Die Erkenntnisse dieser Arbeit zu dem kontextabhängigen Varietätengebrauch decken sich weitgehend mit jenen aus Kleene (2020: 292). In beiden Studien passen die Sprecher*innen ihre Sprachform entsprechend dem*der Gesprächspartner*in und der Gesprächssituation an, wobei der Dialekt eher im privaten Umfeld (Familie, Freunde, Bekannte) und die Standardsprache eher in professionellen Kontexten (Arbeit, Schule, Amt) verwendet wird.

Die Einstellung, dass Dialektsprecher*innen eher sympathisch, natürlich, humorvoll, locker, weniger gebildet und eher derb wirken, teilen die Gewährspersonen mit jenen aus Soukups Studie (2009: 127). Ebenso deckt sich die Bewertung der Standardsprecher*innen als tendenziell intelligent, gebildet, ernst, vornehm und arrogant (Soukup 2009: 127).

Bezüglich der Dialektlokalisierung zeigt sich, dass die Probandinnen glauben, die regionalen Dialekte gut differenzieren zu können. Keiner von ihnen gelingt es aber, die historischen Hörtexte aus Eisenstadt korrekt zu verorten. Dies könnte daran liegen, dass der Dialekt seit dem Zeitpunkt der Aufnahmen in den 1950er Jahren wesentlichen Entwicklungen in Richtung einer Anpassung an einen größeren ostmittelbairischen Dialektraum unterlegen ist (Moser [u.a.] 2022: 87). Dies spiegelt sich auch in den Unterschieden in der Dialektverwendung und den Einstellungsäußerungen zwischen der jüngeren und der älteren Generation der Befragten wider und bestätigt somit das Fazit aus Moser [u.a.] (2022).

Hinsichtlich der Identifikation als Dialektsprechende lassen sich Parallelen mit den Ergebnissen aus De Cillia (1997) erkennen. Die Probandinnen äußerten sich überwiegend positiv ihrem regionalen Dialekt gegenüber. Drei der vier Befragten würden sich als stolze Dialektsprecherinnen bezeichnen, deren Mundart einen großen Bestandteil ihrer Identität ausmache. Lediglich eine Probandin meint, sie könne auf den Dialekt auch verzichten. Deren

tendenziell negative Sichtweisen „anderer“ Dialektsprecher*innen gegenüber knüpft inhaltlich an ähnliche Ergebnisse von Hinderling (2003: 135) an.

Schlussfolgernd scheint diese Arbeit also ihre Motivation erreicht zu haben, eine vertiefende Einsicht in das laienlinguistische Verständnis der regionalen Varietäten Österreichs am Beispiel von Eisenstadt zu bieten. Rückblickend muss man aber auf den sehr eingeschränkten Rahmen dieser Studie hinweisen. Die Erkenntnisse basieren auf vier Einzelinterviews und den individuellen, persönlichen Einschätzungen der Befragten. Sie erfüllen somit ihre Zwecke für eine lokale Tiefenbohrung in das Eisenstädter Varietätenspektrum, bietet jedoch keine quantitativ repräsentativen Daten. Es werden auch keine neuen sprachlichen Phänomene präsentiert, aber bereits bekannte Daten bestätigt und durch eine Lupe beleuchtet, die es ermöglicht, die Hintergründe der Lai*innenperspektiven in einem tiefergehenden Kontext zu erfassen. Für zukünftige Studien wäre es anzudenken, die Forschungsinteressen dieser Arbeit anhand einer größeren alters- und geschlechtsvariierenden Proband*innengruppe zu analysieren bzw. im Sinne eines mixed methods - Verfahrens (vgl. Kuckartz/Rädiker 2020: 115) zusätzlich zu den qualitativen auch quantitative Erhebungsmethoden durchzuführen, um nicht nur einen tieferen, sondern auch einen breiteren Einblick zu erhalten.

9. Literaturverzeichnis

- Ammon, Ulrich / Bickel, Hans / Lenz, Alexandra N. (Hg.) (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen: Niemayer (Germanistische Linguistik 146).
- Arendt, Birte (2014): Qualitative Interviews als ko-konstruktive Prozesse. Kontextsensitivität in mikroanalytischer Perspektive. In: Cuonz, Christina / Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg, 7–30.
- Auer, Peter (2005): Europe's sociolinguistic unity, or: A typology of European dialect/standard constellations. In: Delbecque, Nicole / van der Auwera, Johan / Geeraerts, Dirk (Hg.): Perspectives on Variation. Sociolinguistic, Historical, Comparative. Berlin/New York: de Gruyter Mouton (Trends in Linguistics, Studies and Monographs 163), 7–42.
- Barbour, Stephen / Stevenson, Patrick (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin/New York: de Gruyter.
- Bernhard, Gerald (2018): Varietäten- und Soziolinguistik. Varietäten einer Sprache. In: Dipper, Stefanie / Klabunde, Ralf / Mihatsch, Wiltrud (Hg.): Linguistik. Eine Einführung (nicht nur) für Germanisten, Romanisten und Anglisten. Berlin: Springer, 155–168.
- Budin, Gerhard / Elspaß, Stephan / Lenz, Alexandra N. / Newerkla, Stefan M. / Ziegler, Arne (2018): Der Spezialforschungsbereich „Deutsch in Österreich (DiÖ). Variation–Kontakt–Perzeption“. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 46/2, 300–308.
- Büro Studienpräses Universität Wien (2018): Anleitung zur studentischen sozialwissenschaftlichen Forschung. Auswirkungen der DSGVO für die Praxis. Stand November 2018. URL: https://studienpraeses.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_studienpraeses/Studienpraeses_Neu/Studienpraesis_Intern/2018_12_14Auswirkungen_fuer_die_Praxis_der_studentischen_sozialwissenschaftlichen_Forschung.pdf [Zugriff: 10.08.2023].
- Cuonz, Christina (2014): Was kann die diskursive Spracheinstellungsforschung (nicht)? Methodologische und epistemologische Überlegungen. In: Cuonz, Christina / Studler, Rebekka (Hg.): Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung. Tübingen: Stauffenburg, 31–64.
- Dannerer, Monika / Inci, Dirim / Marion, Döll (2021): Variation im Deutschen. Grundlagen und Vorschläge für den Regelunterricht. Münster: Waxmann.
- De Cillia, Rudolf (1997): I glaub, daß es schon richtig ist, daß der österreichische Dialekt do muaß i sogn, holt bleibt. Einstellungen der ÖsterreicherInnen zu ihrem Deutsch. In: Muhr, Rudolf / Schrod, Richard (Hg.): Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa. Empirische Analysen. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 116–126.
- De Cillia, Rudolf / Ransmayr, Jutta (2014): Das österreichische Deutsch und seine Rolle als Unterrichts- und Bildungssprache. In: Lenz, Alexandra / Ahlers, Timo / Glauninger, Manfred

- (Hg.): Dimensionen des Deutschen in Österreich. Variation und Varietäten im sozialen Kontext. Peter Lang (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 42), 59–71.
- De Cillia, Rudolf (2015): Deutsche Sprache und österreichische Identität/en. In: Lenz, Alexandra / Ahlers, Timo/ Glauninger, Manfred M. (Hg.): Dimensionen des Deutschen in Österreich. Variation und Varietäten im sozialen Kontext. Frankfurt: Peter Lang (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 42), 149–164.
- Diercks, Willy (2002): Mental Maps. Linguistic-Geographic Concepts. In: Long, Daniel / Preston, Dennis R. (Hg.): Handbook of Perceptual Dialectology. Volume 2. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing, 51–70.
- DIÖ (2021): FAQs. In: DIÖ-Online. URL: <https://www.dioe.at/ueber-dioe/faqs> [Zugriff: 19.07.2023].
- Dittmar, Norbert / Schmidt-Regener, Irena (2001): Soziale Varianten und Normen. In: Helbig, Gerhard / Götze, Lutz / Henrici, Gert / Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 1 Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 520–532
- DSGVO (Datenschutz-Grundverordnung) (2016): Verordnung EU 2016/679 des europäischen Parlaments und Rates vom 27. April 2016 zum Schutz natürlicher Personen bei der Verarbeitung personenbezogener Daten, zum freien Datenverkehr und zur Aufhebung der Richtlinie 95/46/EG (Datenschutz-Grundverordnung). URL: <https://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/HTML/?uri=CELEX:02016R0679-20160504&from=EN> [Zugriff: 10.08.2023].
- Ebner, Jakob (2008): Was heißt österreichisches Deutsch? Eine Einführung. In: Duden. Österreichisches Deutsch. Mannheim/Zürich: Dudenverlag, 7–17.
- Ebner, Jakob (2014): Österreichisches Deutsch. Ein Klärungsversuch. In: Bundesministerium für Bildung (Hg.): Österreichisches Deutsch als Unterrichts- und Bildungssprache.
- Eckert, Penelope (2012): Three waves of variation study: The emergence of meaning in the study of sociolinguistic variation. In: Annual review of Anthropology 41, 87–100.
- Forster, Franz (Hg.) (1995): Diercke Weltatlas Österreich. Wien: Georg Westermann.
- Garrett, Peter (2010): Attitudes to Language. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gould, Peter / White, Rodney (1974): Mental maps. Harmondsworth: Penguin Books.
- Haddock, Geoffrey / Maio, Gregory R. (2014): Einstellungen. In: Jonas, Klaus / Stroebe, Wolfgang / Hewstone, Miles (Hg.): Sozialpsychologie. 6., vollständig überarbeitete Aufl. Berlin/Heidelberg: Springer: 197–229.
- Halliday, Michael Alexander Kirkwood / Hasan, Ruqaiya (1989): Language, context, and text. Aspects of language in a social-semiotic perspective. Oxford: Oxford University Press.
- Hannabauer, Franz (2006): Erstes Burgenländisches Mundart Wörterbuch. Oberschützen/Oggau: Burgenländisch-Hiandische Gesellschaft.
- Hinderling, Robert (2003): Wej mir sog'n. Sprache und Identität des Mundartsprechers in Nordostbayern. Erfahrungen bei der Erhebung des Materials für den Sprachatlas von Nordostbayern. In: Janich, Nina (Hg.): Sprachidentität - Identität durch Sprache. Tübingen: Gunter Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik 465), 125–137.

- Hoffmeister, Toke / Hundt, Markus / Nath, Saskia (2021): Theorien, Methoden und Domänen der Folk Linguistics im deutschsprachigen Raum. In: Hoffmeister, Toke / Hundt, Markus / Nath, Saskia (Hg.): *Laien, Wissen, Sprache. Theoretische, methodische und domänenspezifische Perspektiven*. Berlin/Boston: de Gruyter (Sprache und Wissen 50), VII–XXII.
- Hornung, Maria / Roitinger, Franz (2000): *Die österreichischen Mundarten. Eine Einführung*. Wien: öbv&hpt.
- Huber, Christian / Fischer, Benjamin (2021): Digitising a corpus of Austrian dialect recordings from the 20th century. In: *Digital Lexis and Beyond. Selected Papers from the Workshop 'Digital Lexis and Beyond'*, 45th Austrian Linguistics Conference, Dec. 2019. Wien: Austrian Academy of Sciences Press, 38–65.
- Huber, Christian / Stöckle, Philipp (2023): Kooperationsprojekt Korpus Österreichische Dialektaufnahmen aus dem 20. Jahrhundert. URL: <https://www.oeaw.ac.at/phonogrammarchiv/forschung/bedrohte-sprachen-und-dialektforschung/kooperationsprojekt-korpus-oesterreichische-dialektaufnahmen-aus-dem-20-jahrhundert> [Zugriff: 19.07.2023].
- Hymes, Dell (1972): Models of the interaction of language and social life. In: Gumperz, John / Hymes, Dell (Hg.): *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*. New York, 35–71.
- Kleene, Andrea (2020): *Attitudinal-perzeptive Variationslinguistik im Bairischen Sprachraum. Horizontale und vertikale Grenzen aus der Hörerperspektive*. Mannheim: IDS-Verlag (Arbeiten und Materialien zur deutschen Sprache 59).
- Kranzmayer, Eberhard (1956): *Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes*. Mit 27 Laut- und 4 Hilfskarten in besonderer Mappe. Graz: Böhlau.
- Kuckartz, Udo / Rädiker, Stefan (2020): *Fokussierte Interviewanalyse mit MAXQDA. Schritt für Schritt*. Wiesbaden: Springer.
- Kuckartz, Udo / Rädiker, Stefan (2022): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 5. Auflage, Weinheim/Basel: Beltz.
- Lenz, Alexandra (2010): Emergence of Varieties through Restructuring and Reevaluation. In: Auer, Peter / Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation*. Volume 1. Berlin/New York: de Gruyter Mouton, 295–315.
- Lenz, Alexandra (2019): Bairisch und Alemannisch in Österreich. In: Herrgen, Joachim / Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): *Deutsch. Language and Space*. Band 4. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.4), 318–363.
- Liebscher, Grit / Dailey-O’Cain, Jennifer (2017): Contextualizing language attitudes: An interactional perspective. In: *Language and Linguistics Compass*, 11/9, 1–14.
- LIÖ (2023): LIÖ. Lexikalisches Informationssystem Österreich. URL: <https://lioe.dioe.at/maps> [Zugriff: 19.07.2023].
- Löffler, Heinrich (2016): *Germanistische Soziolinguistik*. 5., neu bearbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik 28).
- Moser, Ann-Marie / Vergeiner, Philip C. / Weihs, Nina / Luttenberger, Jan (2022): Das »Hänzische« aus empirischer Sicht. In: *Wiener Linguistische Gazette (WLG)* 91, 68–93.

- Muhr, Rudolf (2005): Liste der Sprachaufnahmen des Phonogrammarchivs der ÖAW in Orten des Burgenlands (Deutsch, Kroatisch, Roman, Ungarisch). In: Muhr, Rudolf / Schranz, Erwin / Ulreich, Dietmar (Hg.): Sprachen und Sprachkontakte im pannonischen Raum. Das Burgenland und Westungarn als mehrsprachiges Sprachgebiet. Wien [u. a.]: Peter Lang, 215–242.
- Niedzielski, Nancy A. / Preston, Dennis R. (2000): *Folk Linguistics*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (Trends in Linguistics. Studies and Monographs 122).
- Pabst, Christiane M. / Eybl-Vyhnánek, Magdalena (Hg.) (2022): *Österreichisches Wörterbuch*. 44. Auflage. Wien: Österreichischer Bundesverlag Schulbuch.
- Phonogrammarchiv Wien (1960): Katalog der Tonbandaufnahmen B1 bis B3000 des Phonogrammarchivs der österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien. Graz/Wien/Köln: Hermann Böhlaus (81. Mitteilung der Phonogrammarchiv-Kommission).
- Potter, Jonathan / Wetherell, Margaret (1987): *Discourse and social psychology. Beyond attitudes and behaviour*. London [u. a.]: Sage Publications.
- Preston, Dennis R. (1981): Perceptual dialectology. Mental maps of United States dialects from a Hawaiian perspective (summary) In: Warkentyne, Henry (Hg.): *Methods IV. Papers from the 4th International Conference on Methods in Dialectology*. Victoria: University of Victoria, 192–198.
- Preston, Dennis (2010): Mapping the geolinguistic spaces of the brain. In: Lameli, Alfred / Kehrein, Roland / Rabanus, Stefan (Hg.): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 2. Language Mapping. Part 1*. Berlin/New York: de Gruyter Mouton (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.2), 121–141.
- Quasthoff, Uta (1987): Linguistic Prejudice/Stereotypes. In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus (Hg.): *Sociolinguistics/ Soziolinguistik*. Berlin/New York: De Gruyter Mouton (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3/1), 785–799.
- Ransmayr, Jutta / Fink, Ilona Elisabeth (2016): Umgang mit Varietäten im Unterricht von Deutsch als Muttersprache/Bildungssprache. In: *School of Education der Universität Salzburg (Hg.): Salzburger Beiträge zur Lehrer/innen/bildung. Der Dialog der Fachdidaktiken mit Fach- und Bildungswissenschaften. Band 2*. Münster/New York: Waxmann (Sprachen und Kulturen. vermitteln und vernetzen. Beiträge zu Mehrsprachigkeit und Inter-/Transkulturalität im Unterricht, in Lehrwerken und in der Lehrer/innen/bildung), 166–179.
- Sauer, Verena / Hoffmeister, Toke (2022): Wahrnehmungsdialektologische Forschungsprojekte. In: Sauer, Verena / Hoffmeister, Toke (Hg.): *Wahrnehmungsdialektologie. Eine Einführung*. Berlin/Boston: de Gruyter (Germanistische Arbeitshefte 50), 133–152.
- Savage Interactive Pty Ltd. (2022): Procreate (Version 5.3.5). [Mobile App]. App Store. <https://apps.apple.com/at/app/procreate/id425073498>
- Schabus, Wilfried (1999): Die Bestände des Phonogrammarchivs an Sprachaufnahmen. In: *Das audiovisuelle Archiv* 45, 23–32.
- Schiesser, Alexandra (2020): Dialekte machen. Konstruktion und Gebrauch arealer Varianten im Kontext sprachraumbezogener Alltagsdiskurse. Berlin: de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen 85).
- Schranz, Erwin (2006): Einführung in die Burgenländisch-Hiänzische Mundart. In: Hannabauer, Franz (2006): *Erstes Burgenländisches Mundart Wörterbuch*. Oberschützen/Oggau: Burgenländisch-Hiänzische Gesellschaft, 11–26.

- Sinner, Carsten (2014): Varietätenlinguistik. Eine Einführung. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Soukup, Barbara (2009): Dialect Use as Interaction Strategy: A Sociolinguistic Study of Contextualization, Speech Perception, and Language Attitudes in Austria. Wien.
- Soukup, Barbara (2019): Sprachreflexion und Kognition: Theorien und Methoden der Spracheinstellungsforschung. In: Antos, Gerd / Niehr, Thomas / Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen 10), 83–106.
- Soukup, Barbara (2020): Dialekt als Dialog. Soziolinguistisches zu Sprachgebrauch und Spracheinstellungen in Österreich. In: Ströbitzer (Hg.): Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 69. Weitra: Bibliothek der Provinz, 93-103.
- Spezialforschungsbereich Deutsch in Österreich (2016): Interviewleitfaden Projekt Part (PP) 08. Manuskript. (V. 21.11.2016). Universität Wien.
- Statistik Austria (2022): Arbeitsort und Pendeln. Erwerbstätige nach Entfernungskategorie und Bundesland 2020 (Tabelle). URL: <https://www.statistik.at/statistiken/arbeitsmarkt/erwerbstaetigkeit/arbeitsort-und-pendeln> [Zugriff: 19.07.2023].
- Stegu, Martin (2005): Dialekt aus sprachwissenschaftlicher und „Laien“-Sicht. In: Muhr, Rudolf / Schranz, Erwin / Ulreich, Dietmar (Hg.): Sprachen und Sprachkontakte im pannonischen Raum. Das Burgenland und Westungarn als mehrsprachiges Sprachgebiet. Wien [u. a.]: Peter Lang, 163–178.
- Steinegger, Guido (1998): Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol. Ergebnisse einer Umfrage. Frankfurt am Main: Peter Lang (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 26).
- Stöckle, Philipp (2021): Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ). In: Lenz, Alexandra N. / Stöckle, Philipp (Hg.): Germanistische Dialektlexikographie zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Stuttgart: Franz Steiner Verlag (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 181), 11–46.
- Thim-Mabrey, Christiane (2003): Sprachidentität. Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Janich, Nina / Thim-Mabrey, Christiane (Hg.): Sprachidentität. Identität durch Sprache. Tübingen: Gunter Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik 465), 1–18.
- Tophinke, Doris / Ziegler, Evelyn (2006): „Aber bitte im Kontext!“ Neue Perspektiven der dialektologischen Einstellungsforschung. In: Voeste, Anja / Gessinger, Joachim (Hg.): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg: OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 71), 205–224.
- Veith, Werner H. (2005): Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit 104 Abbildungen, Kontrollfragen und Antworten. 2., überarbeitete Auflage. Tübingen: Gunter Narr.
- Verbi Software (2021): MAXQDA 2022. Computer program. VERBI Software, Berlin

10. Anhang

Interviewleitfaden

Einstieg und Allgemeines zum Interview

Diese direkte Erhebung dient als sprachliche „lokale Tiefenbohrung“ im Raum Eisenstadt. Sie wird im Zuge meiner **Masterarbeit zum Thema „Sprachverwendung im Raum Eisenstadt“** an der Universität Wien durchgeführt. Ziel ist es, ausgewählte gebürtige und ansässige Eisenstädterinnen zu ihrem persönlichen Sprachgebrauch zu befragen. Thematisiert wird etwa ihr Sprachrepertoire, sowie ihre Wahrnehmungen und Einstellungen gegenüber des regionalen österreichisch-deutschen Varietätenspektrums.

Ich bedanke mich für die Teilnahme und erkläre das Konzept der Anonymität des Interviews, dabei gebe ich die **Einverständniserklärung** zur Unterschrift aus. Des Weiteren erkläre ich, dass das Interview als Gespräch gesehen werden soll, es gibt keine richtigen oder falschen Antworten.

Übersicht Fragenkomplexe

- SD: Sozialdaten, Einstieg
- O: Ortsanbindung, Ortsloyalität
- V: Varietätenrepertoire, Spektrum
- K: Kontext, Situationen, Sprechanlässe
- SB: Sprachbiographie, Sprachgebrauch
- SE: Spracheinstellungen
- R: Räumliche Verortung
- HP: Hörproben
- H: Hianzisch
- I: Identität, Abschluss

Abkürzungen/Markierungen

DS = Dialektsprecher*in

NDS = Nicht-Dialektsprecher*in

[Eis./St.G./Kleinh.] = [Eisenstadt/St. Georgen/ Kleinhöflein]

Rot = Hinweis, Anmerkung

Blau = Eintrag in Skala/ Karte/ Bezeichnungsblatt

Fragenkomplex SD: Sozialdaten, Einstieg

1. In welchem Jahr bist Du geboren?
2. Wie lautet Dein Geburtsort?
3. Seit wann wohnst Du in [Eisenstadt/St. Georgen/ Kleinhöflein]?
[Und davor? Andere Wohnorte? Wie lange?]
4. Aus welchem Ort stammen Deine Eltern? Wo sind sie aufgewachsen?
[Mutter/ Vater extra fragen, Fokus auf Elternteile, mit denen man aufgewachsen ist]
5. Was machen Deine Eltern beruflich bzw. haben beruflich gemacht?
6. Hast Du Kinder?
7. [Wenn ja]: Wie alt sind diese und wo leben sie?
8. Was ist die höchste Ausbildung, die du hast?

9. Bitte erzähle mir etwas von Deinem derzeitigen/ letzten Beruf: Was machst Du? Wo arbeitest Du? Wie sieht Deine Tätigkeit aus?
[evtl. Nachfragen: Seit wann? Vorher andere Berufe? Welche? Wo]

Fragenkomplex O: Ortsloyalität, Ortsbindung

1. Was machst Du gerne in deiner Freizeit? (Hobbies, Freizeitgestaltung) Machst Du diese Aktivitäten in [Eis ./St.G./ Kleinh.] oder außerhalb?
2. Engagierst Du Dich in einem Verein/ einer Gruppe aus [Eis ./St.G./ Kleinh.]?
a. [Wenn ja]: Erzähl mir, was Du dort machst.
3. Triffst Du Dich regelmäßig mit Freunden bzw. Bekannten, die auch aus [Eis ./St.G./ Kleinh.] sind?
4. Verreist Du gelegentlich?
a. [Wenn ja]: Wie oft? Wohin? Privat/ beruflich?
5. Lebst Du eigentlich gerne in [Eis ./St.G./ Kleinh.]?
a. [Wenn ja]: Warum gefällt es Dir hier so besonders?
6. Wie sehr identifizierst Du Dich als Burgenländerin bzw. Eisenstädterin? **Ist das Gefühl, hierher zu gehören, wichtig für Dich?** Siehst Du Dich eigentlich eher als Eisenstädterin oder als St.Georgenerin/ Kleinhöfleinerin oder beides? Warum?
7. Könntest Du Dir vorstellen von [Eis ./St.G./ Kleinh.] weg zu ziehen?
[Unter welchen Bedingungen? Wohin? Auch ins Ausland?]

Fragenkomplex V: Varietätenrepertoire, Spektrum

1. Wie nennst Du die **ortstypische Sprechweise, die die ältesten Einwohner** aus [Eis ./St.G./ Kleinh.] typischerweise untereinander sprechen?
→ Eintragen in **Beantwortungsbogen** (z. B. „Mundart, Dialekt etc.“)
2. Was verstehst Du unter diesem Begriff?
3. Wie gut kannst Du [„Mundart, Dialekt, etc.“] verstehen?
[IMMER ERST die Frage beantworten lassen, DANN die Skala vorlegen, Skalen immer erklären!]
→ Eintragen in **Skala 1** (gar nicht – vollständig)
4. Wie gut kannst Du so sprechen?
→ Eintragen in **Skala 2** (gar nicht – vollständig)
a. [Wenn "vollständig" ausgewählt]: Wie nennst Du das, wie Du sprichst (Bezeichnung des eigenen Dialekts)?
→ Eintragen in **Beantwortungsbogen** (z. B. „Mundart, Dialekt etc.“)

Erkennst Du trotzdem irgendwelche Unterschiede dazwischen wie Du sprichst bzw. wie sie sprechen? Beispiele?
b. [Wenn „nicht vollständig“ ausgewählt]: Wie geht es Dir damit, dass Du nicht (mehr) so sprechen kannst, wie die alteingesessenen Bewohner hier in [Eisenstadt/Kleinhöflein/St. Georgen]? Wie findest du das?
c. [Wenn "gar nicht" ausgewählt (NDS)]: Wie nennst Du das, was Du sprechen kannst und [„Mundart, Dialekt, etc.“] hier in [Eis ./St.G./ Kleinh.] am nächsten kommt?
→ Eintragen in **Beantwortungsbogen**
5. Sprichst du auch noch andere Sprachformen (außer [„Mundart, Dialekt, etc.“])? Was ist denn Deine „**formalste bzw. reinste Sprachform**“? Wie nennst Du diese?
→ Eintragen in **Beantwortungsbogen** (z. B. „Hochdeutsch, Standard etc.“)

[Wenn Begriff nicht kommt]: Stelle Dir einen ORF-Nachrichtensprecher im Fernsehen vor: Wie würdest Du die Sprachform nennen, die dieser spricht?

6. Was verstehst Du unter diesem Begriff?
7. Sprechen ORF-Nachrichtensprecher deiner Meinung nach die allgemein „formalste bzw. reinste Sprachform“ die es im Österreichischen Deutschen gibt? Oder gibt es Sprecher*innen, die eine noch „reinere“ Form sprechen?
8. Ist das dasselbe wie Deine „formalste bzw. reinste Sprachform“ oder gibt es da Unterschiede? Kannst Du mir Beispiele nennen?
9. Wie gut kannst Du [„Hochdeutsch, Standard etc.“] sprechen?
→ Eintragung in **Skala 3** (gar nicht – vollständig)
10. Denk bitte noch einmal kurz nach: Gibt es noch **andere Sprachformen** die Du selbst oder andere Ortsansässige hier in [Eis ./St.G./ Kleinh.] sprechen, die wir noch nicht besprochen haben? [Aufzählung bisher besprochener Sprachformen]
 - a. [Wenn ja]: Wie nennst Du diese?
→ Eintrag in **Beantwortungsbogen**
 - b. [Wenn ja]: Was verstehst du darunter?

Fragenkomplex K: Kontext, Situationen, Sprechkanäle

1. Sprichst Du in **unterschiedlichen Situationen oder mit unterschiedlichen Leuten** unterschiedlich (oder sprichst Du immer gleich)?
 - a. [Wenn ja]: Wie sprichst du mit wem?
 - b. [Wenn ja]: Wovon hängt es ab, wie Du sprichst? Beispiele?
 - c. [Wenn ja]: Fällt es Dir generell eher schwer oder eher leicht zwischen Deinen Sprachformen spontan hin und her zu wechseln? Passiert das eher automatisiert oder doch sehr bewusst?
2. Du siehst hier eine Liste an Situationen und Sprechkanälen. In welchen Situationen sprichst Du eher [„Hochdeutsch, Standard etc.“]? Fallen Dir auch weitere Situationen ein?
→ **Liste an Situationen 1 zeigen und abhaken lassen**
 - a. Warum findest Du [„Hochdeutsch, Standard etc.“] in diesen Situationen passend?
3. Stell Dir vor: Du bist gerade in einer solchen Situation, wie Du sie gerade beschrieben hast.
 - a. Wie wirkt das auf dich, wenn andere Menschen bei solchen Situationen (genau so wie Du) [„Hochdeutsch, Standard etc.“] sprechen?
 - b. Wie wirkt das auf Dich, wenn andere Menschen bei solchen Situationen NICHT [„Hochdeutsch, Standard etc.“] sprechen?
[Evtl. Nachfragen: Denkst Du, andere denken genauso von Dir?]
4. Sieh dir die Liste an Situationen und Sprechkanälen noch einmal an. Gibt es umgekehrt Anlässe oder Situationen, in denen Du NICHT [„Hochdeutsch, Standard etc.“]? sprechen würdest? Wenn ja: Wie sprichst Du in diesen Situationen? Welche/ Wann? Weitere Situationen?
→ **Liste an Situationen 2 zeigen und abhaken lassen**
5. Warum findest Du diese Sprachform in diesen Situationen passend?
6. Stell Dir vor: Du bist gerade in einer solchen Situation, wie Du sie gerade beschrieben hast.
 - c. Wie wirkt das auf dich, wenn andere Menschen bei solchen Situationen (genau so wie Du) [„Mundart, Dialekt, etc.“] sprechen?

- d. Wie wirkt das auf Dich, wenn andere Menschen bei solchen Situationen NICHT [„Mundart, Dialekt, etc.“] sprechen?

[Evtl. Nachfragen: Denkst Du, andere denken genauso von Dir?]

Fragenkomplex SB: Sprachbiographie, Gegenwärtiger Sprachgebrauch

1. Machen wir eine kleine **Gedankenreise zurück in Deine Kindheit** und ersten Sprecherfahrungen. Erinnerst Du dich daran, wie deine Eltern miteinander bzw. mit Dir als (kleines) Kind geredet haben? Warum glaubst Du, haben sie so geredet?
2. Wie standen deine Eltern zu den unterschiedlichen Sprachformen? Wurde darüber (mit Dir) gesprochen? Beispiele?
 - a. [Wenn ja]: Wie ist es dir damit gegangen? Wie hast Du darauf reagiert?
 - b. [Wenn ja]: Wie stehst du jetzt als Erwachsene dazu?
 - c. [Wenn ja und selbst Kinder]: Hatte das Auswirkungen auf die Art, wie du mit deinem Kind/ deinen Kindern darüber redest? Warum (nicht)?
3. Gab es bestimmte Punkte in Deinem Leben, in dem Du Dein Sprachverhalten ändern musstest (z. B. Eintritt in die Schule, Berufsleben, Pensionierung)? Bitte nenne Beispiele.
 - a. [Wenn ja]: Wie ist es Dir damit gegangen? Wie hast Du darauf reagiert?
4. Gab es sonstige Momente in Deinem Leben, in dem die Art, wie du sprichst, eine große Rolle gespielt hat? **z. B. In denen du darauf stolz warst/ dich geschämt hast; dich an etwas/ jemanden anpassen hast müssen/wollen etc.**

Fragenkomplex SE: Spracheinstellungen

1. Wir haben darüber gesprochen, dass du im Alltag verschiedene Sprachformen verwendest. Sprichst Du eine dieser Sprachformen lieber als andere?
 - a. [Wenn ja]: Warum? Wieso sprichst du die andere(n) nicht so gern?
2. Wie stehst Du selbst dazu, (Nicht-)„Mundart, Dialekt, etc.“ Sprecherin zu sein? Eher etwas Positives/ Negatives? Wie fühlst Du Dich damit?
3. Wie klingen Leute für Dich, wenn sie [„Mundart, Dialekt, etc.“] sprechen bzw. wenn sie [„Hochdeutsch, Standard etc.“] sprechen? Wie wirkt das für dich?
4. Kommen dir irgendwelche **stereotypischen Charaktereigenschaften** in den Sinn, die oft durch [„Mundart, Dialekt, etc.“] oder [„Hochdeutsch, Standard etc.“] vermittelt werden?
[ZUERST Antwort, DANN Itemliste]
→ **Itemliste 1 und 2 zeigen**
5. Denkst du, dass das auch eine bestimmte **Wirkung** auf andere hat, wenn du [„Mundart, Dialekt, etc.“] oder [„Hochdeutsch, Standard etc.“] sprichst? Ist dir das bewusst, wenn du sprichst? Was denkst du darüber?

Fragenkomplex: Räumliche Verortung

1. Stell Dir vor, Du redest mit jemanden, der Dich nicht kennt. Glaubst Du, dass die Person hören kann, aus welcher Region bzw. aus welchem Ort Du kommst? Denkst Du, dass Du eine Art „regionalen Akzent“ hast?
 - a. [Wenn ja]: Glaubst Du, das ist auch so, wenn du [„Hochdeutsch, Standard etc.“] sprichst?

- b. [Wenn ja]: In welchen Situationen ist Dir das schon aufgefallen? Bist Du hierbei nur Österreich-regional oder sogar Burgenland-regional oder speziell [Eis ./St.G./ Kleinh]-regional zugeordnet worden?
 - c. [Wenn ja]: Wie findest Du das? Wie ist es Dir dabei gegangen? **War das gut/schlecht/(un)angenehm?** Warum?
2. Denkst du umgekehrt, dass Du hören kannst, woher andere Leute kommen?

Interviewerin: Finden wir das doch gleich heraus. Ich spiele Dir jetzt eine Hörprobe vor. Bitte höre aufmerksam zu, achte dabei auf die Sprechweise und versuche zu verorten, woher diese Person stammt.

Fragenkomplex HP: Hörproben

Hörprobe 1

Archivnummer	B227
Jahr	1952
Ort	St. Georgen
Sprecher*in	Herr Bachinger (Bauer)
Thema	Unterhaltsame Hochzeitsanekdote
Dauer	04:17 Minuten
Ausschnitt	00:00 – 02:43

1. Mental Mapping²² - Aufgabe 1: Woher glaubst Du, stammt die sprechende Person? Trage bitte die Region bzw. den Ort in der Karte ein.
→ **Eintragen in Karte 1**
2. Warum denkst Du, dass die Person von dort kommt?
3. Welche regionale Sprachform (bzw. welcher Dialekt) wird Deiner Meinung nach in der Höraufnahme gesprochen?
4. Wie wirkt das auf Dich?
5. Wie würdest Du die Person aus der Hörprobe beschreiben?
[z. B. Alter, Beruf, Charaktereigenschaften etc.]
6. Kennst Du Personen, die gleich oder sehr ähnlich sprechen? Welche Personen kommen Dir dabei in den Sinn?
7. Konntest Du die sprechende Person einwandfrei und vollständig verstehen?
 - a. [Wenn nein]: Welche Stellen waren unverständlich? Warum?
8. Wie „dialektal“ schätzt Du die Höraufnahme ein?
→ **Eintragen in Skala 4 (reines Hochdeutsch – tiefster Dialekt)**
9. Wie stark ist die Ähnlichkeit zwischen der Sprechweise der Person und Deiner eigenen Sprechweise? (Bzgl. z. B. dialektaler Grad, Aussprache, Vokabular etc.)
→ **Eintragen in Skala 5 (gar nicht – vollständig)**

Hörprobe 2

Archivnummer	B500
Jahr	1954
Ort	Kleinhöflein

²² (siehe Kleene 2020: 108-117)

Sprecher*in	Frau Binder (Bäuerin), Herr Nemeth (Bauer, Bürgermeister)
Thema	Ablauf und Bräuche einer traditionellen Hochzeit
Dauer	02:57 Minuten
Ausschnitt	00:12 – 01:30
Anmerkung	Es wird zu anfangs der Ort „Kleinhöflein“ erwähnt! (überspringen wenn auf Pause!)

10. Mental Mapping - Aufgabe 2: Woher glaubst Du, stammen die sprechenden Personen? Trage bitte die Region bzw. den Ort in der Karte ein.
→ **Eintragen in Karte 2**
11. Warum denkst Du, dass die Personen von dort kommen?
12. Welche regionale Sprachform (bzw. welcher Dialekt) wird Deiner Meinung nach in der Höraufnahme gesprochen?
13. Wie wirkt das auf Dich?
Wie würdest Du die Personen aus der Hörprobe beschreiben?
[z. B. Alter, Beruf, Charaktereigenschaften etc.]
14. Kennst Du Personen, die gleich oder sehr ähnlich sprechen? Welche Personen kommen Dir dabei in den Sinn?
15. Konntest Du die sprechenden Personen einwandfrei und vollständig verstehen?
b. [Wenn nein]: Welche Stellen waren unverständlich? Warum?
16. Wie „dialektal“ schätzt Du die Höraufnahme ein?
→ **Eintragen in Skala 6 (reines Hochdeutsch – tiefster Dialekt)**
17. Wie stark ist die Ähnlichkeit zwischen der Sprechweise der Personen und Deiner eigenen Sprechweise? (Bzgl. z. B. dialektaler Grad, Aussprache, Vokabular etc.)
→ **Eintragen in Skala 7 (gar nicht – vollständig)**

Jetzt bewegen wir uns wieder fort von den Höraufnahmen und gehen zurück zu Deinem eigenen regionalen Dialekt und versuchen, diesen zu verorten.

Fragenkomplex H: Regionaler Dialekt, Das „Hianzische“

1. Mental Mapping - Aufgabe 3: Bitte zeichne in dieser Karte **Deinen regionalen Dialektraum** ein, dessen Dialekt Du kennst bzw. sprichst.
→ **Eintragen in Karte 3**
 - a. Wie nennst du diesen Dialekt?
2. Kannst du mir erklären, wieso Du den Dialektraum so eingezeichnet hast?
3. Unterscheidet sich Dein regionaler Dialekt sehr stark von anderen Dialekten in Österreich? Inwiefern?
4. Wie würdest Du den typischen **Dialekt des Burgenlandes** nennen? Kennst Du dazu einen eigenen Begriff?
[Evtl. Nachfragen: Kennst Du die Bezeichnung „Hianzisch“ bzw. „hianzischer“ Dialekt für den Dialekt des Burgenlandes?]
5. Welche typische Sprechweise verbindest Du mit dem „Hianzischen“? Kannst du mir Beispiele nennen? [z. B. Aussprache (ui-Laut) bzw. bestimmte Wörter, Phrasen etc.]
6. Wie klingt das für dich, wenn Leute „Hianzisch“ sprechen?
7. **Mental Maps - Aufgabe 4:** Mit welcher Region verbindest Du das „Hianzische“? Bitte zeichne in dieser Karte den Dialektraum ein, in dem „Hianzisch“ gesprochen wird.
→ **Eintragen in Karte 4**

- a. Kannst du mir erklären, wieso du den Dialektraum so eingezeichnet hast?
Warum hast du Eisenstadt (nicht) inkludiert?
8. Du hast eingezeichnet, dass Eisenstadt (kein) Teil des „Hianzischen“ Dialektraumes ist. Kennst Du selbst „hianzische“ Sprecher*innen in Deinem persönlichen Umfeld im Raum Eisenstadt?
 - a. [Wenn ja]: Welche Personenkreise sprechen „Hianzisch“ in [Eis ./St.G./ Kleinh.]?
 - b. [Wenn nein]: Wieso denkst Du, ist das so? War das schon immer so?

[Nachfragen: Sprechen diese Personenkreise alle dieselbe Sprachform oder gibt es da Unterschiede? Wenn ja, heißen diese Sprachformen trotzdem alle „Hianzisch“ oder bezeichnen Sie sie unterschiedlich?
9. Wie gut kannst Du selbst „Hianzisch“ sprechen?

→ Eintragen in **Skala 8** (gar nicht – vollständig)

 - a. [Wenn ja]: Würdest Du Dich selbst als „Hianzin“ bezeichnen? Warum (nicht)?
 - b. [Wenn nein]: Wieso denkst Du, kannst Du kein „Hianzisch“ sprechen? [Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle?]
10. Wie siehst Du die Zukunft vom (hianzischen) Dialekt in [Eis ./St.G./ Kleinh.]? Warum?
11. Würdest Du sagen, dass das eine Entwicklung ist, die nur auf die Region [Eis ./St.G./ Kleinh.] beschränkt ist? Warum?

Fragenkomplex I: Identität, Abschluss

1. Würdest du sagen, dass die Art wie Du sprichst, Dich als Person ausmacht?
[Würdest Du dich ohne Dialekt immer noch wie Du selbst fühlen oder nicht?] Wie sehr schätzt Du trifft das zu?
→ Eintragung in **Skala 9** (gar nicht – vollständig)
2. Trägt die Art wie Du sprichst, dazu bei, dass Du Dich in [Eis./St.G./Kleinh.] (nicht) zugehörig fühlst?
3. Wie haben wir jetzt miteinander gesprochen?
4. Gibt es abschließend noch Themen oder Aspekte, die mit Deinem Sprachgebrauch zu tun haben, und die wir noch nicht angesprochen haben? Gibt es noch etwas, das Du kommentieren möchtest?

Beantwortungsbogen

Name:	Geburtsjahr:
Geburtsort:	Beruf:

Bezeichnungen

V1: „älteste Einwohner“:	
V4a: „eigener Dialekt“:	
[Nur NDS]: V4c: „dialektnächste Sprechlage“:	
V5: „formalste Sprachform“:	
[Bei Bedarf] V10a: „Weitere Sprachformen“:	

Skalenbogen

Nr. 1 (V3): „Dialekt verstehen“:	gar nicht ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ vollständig
Nr. 2 (V4): „Dialekt sprechen“:	gar nicht ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ vollständig
Nr. 3 (V9): „Standard sprechen“:	gar nicht ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ vollständig
Nr. 4 (HP8): „dialektal“:	reines HD ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ tiefster Dialekt
Nr. 5 (HP9): „Höraufnahme D ähnlich“:	gar nicht ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ vollständig
Nr. 6 (HP16): „dialektal“:	reines HD ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ tiefster Dialekt
Nr. 7 (HP17): „Höraufnahme D ähnlich“:	gar nicht ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ vollständig
Nr. 8 (H10): „Hianzisch sprechen“:	gar nicht ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ vollständig
Nr. 9 (I1): „Sprache / Identität“	gar nicht ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ vollständig

Liste an Situationen und Sprechanlässen

Nr. 1 (K2) „Hochdeutsch, Standard etc.“

Nr. 2 (K5) „Mundart, Dialekt etc.“

1	2	Mach ein Hakerl (✓) bei den Situationen, in denen du die jeweilige Form sprichst.
		mit den Eltern
		mit den Geschwistern
		mit dem Partner/der Partnerin
		mit den eigenen Kindern
		mit den Nachbarn
		mit Verwandten
		mit den engsten Freunden
		mit Bekannten
		mit Arbeitskolleg*innen
		mit Vorgesetzten
		mit deutschsprachigen Touristen
		mit einer fremden Person
		mit dem Kassierer/ der Kassiererin am Supermarkt
		mit ärztlichem Personal in einer Arztpraxis/ im Krankenhaus*
		mit Personal in einem Amt (Gemeindeamt, Finanzamt etc.)*
		mit Personal in einer Bank*

	mit einer Lehrkraft in der Schule*
	Sonstiges:

(vgl. Kleene 2020: 454); (vgl. Steinegger 1998: 389)*

Charakteristische Eigenschaften (Mundart)					
sympathisch					unsympathisch
gebildet					ungebildet
vertrauenswürdig					nicht vertrauenswürdig
höflich					unhöflich
intelligent					unintelligent
freundlich					unfreundlich
selbstbewusst					nicht selbstbewusst
kompetent					nicht kompetent
fleißig					faul
natürlich					gekünstelt
viel Sinn für Humor					kein Sinn für Humor
emotional					unemotional
locker					nicht locker
ernst					unernst
streng					nicht streng
konservativ					aufgeschlossen
grob					sanftmütig
arrogant					unarrogant
derb					vornehm

Charakteristische Eigenschaften (Hochdeutsch)					
sympathisch					unsympathisch
gebildet					ungebildet
vertrauenswürdig					nicht vertrauenswürdig
höflich					unhöflich
intelligent					unintelligent
freundlich					unfreundlich
selbstbewusst					nicht selbstbewusst
kompetent					nicht kompetent
fleißig					faul
natürlich					gekünstelt
viel Sinn für Humor					kein Sinn für Humor
emotional					unemotional
locker					nicht locker
ernst					unernst
streng					nicht streng
konservativ					aufgeschlossen
grob					sanftmütig
arrogant					unarrogant
derb					vornehm

(vgl. Soukup 2009: 217)

Mental Maps:

1. Aufgabe (HP1): Verortung der Person aus Höraufnahme 1 (grün)
2. Aufgabe (HP10): Verortung der Personen aus Höraufnahme 2 (blau)
3. Aufgabe (H1): Verortung des eigenen regionalen Dialektraums (orange)
4. Aufgabe (H8): Verortung des „hianzischen“ Dialektraums (rot)

Codesystem

SO - Sozialdaten und Ortsanbindung
VG - Varietätengebrauch
VG - Varietätenbezeichnung und -beschreibung
Dialekt - Bezeichnung und Beschreibung
Standard - Bezeichnung und Beschreibung
Umgangssprache - Bezeichnung und Beschreibung
VG - Varietäten im Kontext
Gebrauch von Varietäten nach Kontext
Wirkung von Varietäten im (un)passenden Kontext
VG - Sprachbiographische Varietätenerfahrungen
E - Einstellungen zu Dialekt und Standard
E - Einstellungen zum Dialekt
E - Einstellungen zum Standard
VO - Verortung von Dialekträumen
VO - Erfahrungen mit Varietätenverortung
VO - Verortung von Hörproben
1. Hörprobe (St. Georgen)
2. Hörprobe (Kleinhöflein)
VO - Der burgenländische Dialektraum
Eigener regionaler Dialekt
Identifizierung mit regionalem Dialekt
Zukunft des regionalen Dialekts
Hianzischer Dialekt

Mental Maps (unbearbeitete Originalversionen)

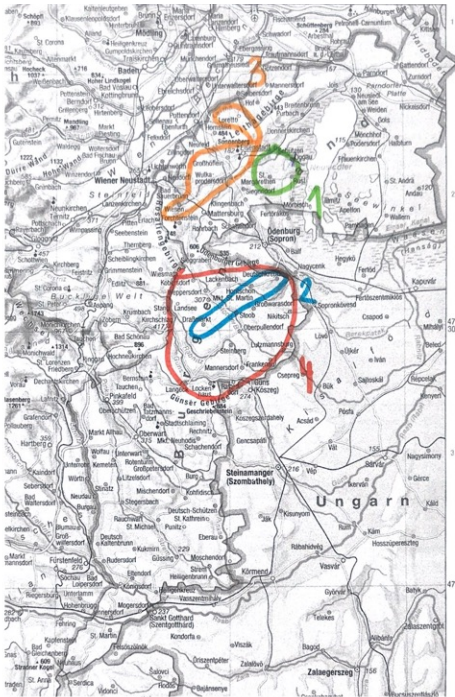


Abbildung 9 - Mental Map Judith

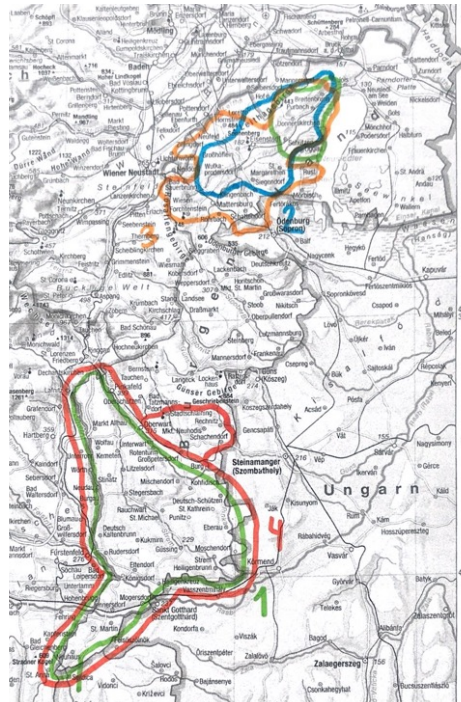


Abbildung 10 - Mental Map Julia

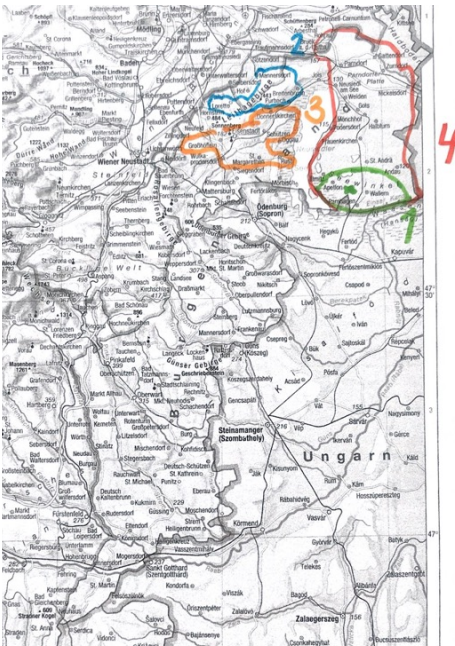


Abbildung 11 - Mental Map Andrea

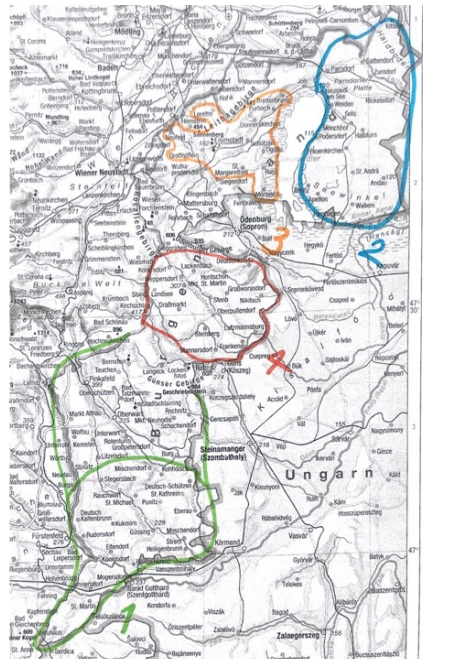


Abbildung 12 - Mental Map Anna

11. Abstract

Deutsch

Die vorliegende Masterarbeit beschreibt eine lokale Tiefenbohrung zu dem regionalen Dialekt-Standard-Spektrum in Eisenstadt und fokussiert sich dabei sowohl auf dessen horizontal-lokale als auch vertikal-soziale Ebene aus der Perspektive linguistischer Lai*innen. Ziel der qualitativen Untersuchung ist es, detaillierte Sprachenportraits von jüngeren bzw. älteren weiblichen Eisenstädterinnen zu deren kontextabhängigen Sprachgebrauch, deren Spracheinstellungen, sowie deren Dialektlokalisierung und -identifizierung zu erstellen.

Dazu wurden vier leitfadengestützte Tiefeninterviews in Kombination mit einer Mental-Mapping Erhebung auf Basis von historischen Dialektaufnahmen durchgeführt. Die Interviews wurden mithilfe von MAXQDA transkribiert, codiert und anhand der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz und Rädiker (2022) ausgewertet.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Sprecher*innen ihren Varietätengebrauch flexibel an ihre Gesprächspartner*innen sowie den Kontext anpassen. Dialektsprecher*innen wirken auf sie eher sympathisch, natürlich, humorvoll, locker, weniger gebildet und eher derb und Standardsprecher*innen tendenziell intelligent, gebildet, ernst, vornehm und arrogant. Die Mehrheit der Probandinnen würden sich als stolze Dialektsprecherinnen bezeichnen, mit lediglich einer Ausnahme. Alle Probandinnen scheinen eine relativ einheitliche Vorstellung zur Lokalisierung ihres regionalen Dialekts zu haben. Die Verortung mittels historischer dialektaler Hörtexte führt jedoch zu starker Verunsicherung, vermutlich aufgrund der dialektalen Sprachwandelprozesse der letzten Jahrzehnte.

Die Ergebnisse bestätigen somit weitgehend jene vergleichbarer aktueller Studien. Die Arbeit bietet überdies jedoch einen tieferen Einblick in die persönlichen Motivationen der linguistischen Lai*innen und trägt somit zu einem umfassenderen Verständnis des Dialekt-Standard-Kontinuums aus Lai*innenperspektive bei.

Englisch

This qualitative study explores the regional dialect-standard-spectrum in Eisenstadt concerning its local-horizontal and social-vertical axis from the perspective of laypersons. The aim of this investigation is to create detailed language portraits of younger and older female dialect speakers from Eisenstadt about their language use, their language attitudes, and their localization of their regional dialect as well as their identification as speakers of said dialect.

Four in-depth qualitative interviews were conducted while using the mental-map-method on the basis of historical dialect recordings. MAXQDA was used to transcribe and code the interviews, which were consequently analyzed according to Kuckartz and Rädiker's (2022) qualitative content analysis approach.

The results show that the speakers adapt their use of varieties in a flexible way according to the person they are talking to and the context in which the conversation takes place. They perceive dialect speakers as more likeable, natural, funny, relaxed, less educated and coarse, while they believe speakers of standard German to be more intelligent, educated, serious, refined and arrogant. The majority of them identifies themselves as proud dialect speakers, with only one exception. All of them seem to have a relatively stable concept of the localization of their regional dialect. The localization of the historical dialect recordings, however, led to inaccurate results, which might be caused by the language change processes of the last decades.

While the results of this study confirm those of current sociolinguistic research, it offers a more in-depth insight into laypersons' motivations and thus adds to the better understanding of the dialect-standard-spectrum from the view of lay people.